SCHILDERUNGEN VON DEM VORGEBIRGE DER GUTEN HOFFNUNG...

Robert Semple, Theophil Friedrich Ehrmann



2

Robert Semple's Schilderungen

von dem

Vorgebirge der guten Hoffnung

und

Spaziergänge und kleine Reisen auf demselben.

„Mountains on whose barren breast
„The labouring clouds do alway rest.“

Aus dem Englischen.

Mit einigen Anmerkungen herausgegeben von

Theophil Friedrich Ehrmann.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1805.

Vorerinnerung.

Die kleine, niedliche, unterhaltende Reisebeschreibung, die hier den Lesefreunden in einer etwas abgekürzten Teutschen Uebersetzung vorgelegt wird, ist im J. 1803 zu London erschienen unter dem Titel:

Walks and Sketches at the *Cape of Good Hope*; to which is subjoined a Journey from Cape-town to Blettenbergs (richtiger Plettenbergs)-Bay. By Robert *Semple.*

Der Verfasser hielt sich in den Jahren 1800 und 1801 am Kap auf; in welcher Qualität, sagt er nicht.

Sein Werkchen, das im weitläuftig gedruckten Originale 11 Bogen füllt, enthält in einem angenehmen, oft nur etwas zu empfindelnden Tone, manche

gute Nachricht von der Kapstadt und den Kapländern, die allerdings als Nachtrag zu den übrigen Englischen Berichten aufbewahrt zu werden verdient.

In dieser Teutschen Uebersetzung, die als Anhang zu der von uns gelieferten Uebersetzung von Percival's Beschreibung des Kaps angesehen werden kann, sind bloß einige unnöthige Digressionen und Deklamationen, die einen ernsten Teutschen Leser nicht interessiren können, weggeschnitten worden. Die eigentlichen historisch-geographischen Nachrichten sind unverstümmelt gelassen, aber hie und da mit einigen Anmerkungen begleitet worden.

Das Werkchen wird sich den Lesefreunden selbst empfehlen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Inhalt.

Seite

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Robert Semple's

Schilderungen

von dem

Vorgebirge der guten Hoffnung

und

Spaziergänge und kleine Reisen auf demselben.

Erster Abschnitt.

Kapstadt.

5. Sept. 1800.

Als ich diesen Morgen ausgieng, meinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen, so bemerkte ich auf dem Gipfel des Löwenrumpfes ein Zeichen für ein Schiff aus Nordwesten her aufgerichtet, und bei meinem Ausgange aus der Stadt konnte ich sehr deutlich ein Schiff erkennen, welches in die Bai eingelaufen und bereits an Robben-Eiland vorüber gesegelt war. Schon vor einiger Zeit hatte ich einen meiner vertrautesten Freunde aus England erwartet, und deswegen beschäftigte mich der Gedanke, dieser möchte am Bord seyn, sehr lebhaft. So wie ich daher die Geschäfte des Vormittags besorgt hatte, gieng ich gegen Mittag wieder nach der Wasserseite, und fand das Schiff eben im Begriffe Anker zu werfen. Ich bestieg ein Boot, wir stießen ab, und ehe wir noch das Schiff erreicht hatten, hörte ich, zu meiner großen Freude, mich bewillkommt von der wohlbekannten Stimme meines alten Schulfreundes, der mit äußerster Neugierde auf alle Gegenstände rings umher seinen Blick warf. Als ich der Seite des Schiffs mich näherte, reichte er seine Hand herab, die meinige zu fassen. Wer die

Freundschaft kennt, urtheile selbst über die Freude, uns einander nach so langer Trennung glücklich wieder zu sehen, und wer die Freundschaft nicht kennt, der lese nicht weiter.

Einige Stunden verflossen, während deren wir von unseren alten Bekanntschaften, unserem letzten Mahle auf dem Schiffe, unseren Zurüstungen zur Seefahrt schwatzten: ohngefähr um 6 Uhr verließen wir das Schiff, der Wind war still, das Wasser ruhig und hell, spiegelte einen blauen unbewölkten Himmel zurück, und meinen Freund, der seit drei Monaten vom Lande entfernt war, setzte das alles in Entzücken.

Nachdem er eine Zeitlang unseren Bootsleuten zugesehen hatte, die, nach ihrer Sitte, bei jedem Ruderschlage wechselsweise aufstanden, und wieder zurück auf ihre Sitze fielen, wandte er seine Blicke gegen die Küste, und wünschte über die verschiedenen Gegenstände, welche seine Aufmerksamkeit an sich zogen, Erklärung von mir. „Nicht — sagte er — daß ich die Nachricht brauchte, jene Reihe hölzerner Säulen, der wir uns nähern, sey der Kai, oder jener viereckige Thurm mit seinem blauen Schieferdache und einem Wetterhahn auf der Zinne der Kirchthurm, oder jenes hohe Gebirge mit seinem flachen Rücken, der Tafelberg: was aber sind das für weiße Gebäude dort zur Linken, voller Fenster, welche die Stadt von dieser Seite umringen?" „Die Baraken — erwiederte ich. Jener ummauerte Fleck, unfern dieser, ist der öffentliche Richtplatz, und dort unten nahe am Rande

des Wassers das Gefängniß, welches hauptsächlich für Sklaven gebraucht und hier der Tronk genannt wird." — „Still, still! — sagte mein Freund, — ich höre so etwas nicht gern. Wenn ich auf diese nette Stadt mit ihren meist weißen Häusern blicke, wie sie von den umgebenden Hügeln so schön beschirmt wird, oder auf die Gärten, welche sich längs dem Fuße des Tafelbergs ausbreiten, und sehe so manche Boote auf das Wasser gleiten; so fühl' ich mich zu jedem anderen Gespräche, nur nicht zu dem von Gefängnissen und Richtplätzen geneigt."

Nicht lange, so erreichten wir den Kai; da wir aber hier nicht verweilen wollten, so brachten uns unsere Bootsleute an das Gestade. Karl sprang zuerst aus dem Boote, und küßte die Erde, so entzückt war er, sie wieder unter seinen Füßen zu fühlen. „Heil dir, Afrika! - rief er — dessen alte Gestade mein Fuß jetzt zuerst betritt! Empfange freundlich den Fremdling, der dir einen kurzen, flüchtigen Besuch abzustatten, hieher kam!" — Hierauf faßte er mich unterm Arm, und wir wanderten nach der Stadt, über die Parade bei der oberen Fontaine, wohin die Sklaven, ihr Wasser zu holen, kommen. Daselbst verweilten wir ein wenig, um ihr Treiben zu sehen, und wie sie ihre Wassergefäße füllten, und dann bracht' ich meinen Freund in ein Haus, wo ein Zimmer für ihn zubereitet war. Er untersuchte sein Gepäck, fand es richtig, und ich verließ ihn, damit er die Ruhe der Nacht genösse, und sich auf das Vorhaben des folgenden Tages vorbereitete.

Als ich am nächsten Morgen zu Karl kam, fand ich ihn ruhig in seinem Zimmer lesend. „Wie? — rief

ich — ist die Sehnsucht nach dem Wandern, die sonst so groß bei dir war, vergessen, daß ich dich an diesem schönen Morgen zu Hause finde?" „Behüte — rief er — behüte! Im Gegentheil denk' ich, wenn du mich begleiten willst, jede Bucht und jeden Winkel um das Kap zu besuchen, seine höchsten Berge zu erklimmen und in seine wildesten einsamsten Höhlen hinabzusteigen. Kurz, mein Aufenthalt hier dauert etwa einen Monat, und dein wird die Schuld seyn, wenn während desselben ein Tag vergeht, an dem ich nicht etwas Neues sah." „Ich — Freund — sprach ich — werde mein Möglichstes thun, und, willst du, so besehen wir heute und morgen die Stadt, in welcher Zeit sich das leicht wird thun lassen. Dann gehen wir zu anderen Gegenständen fort."

Die folgende Beschreibung kann man als die Frucht unserer Streifereien in diesen zwei Tagen betrachten.

Die Kapstadt ist im Ganzen nett und regelmäßig gebaut, die Straßen durchschneiden sich mitten in Winkeln, und die Häuser sind meist alle weiß getüncht. Sie liegt an dem Fuße dreier Berge,*) welche sie von allen Seiten umgeben und beschützen, die Buchtseite ausgenommen, an deren Rande mehrere schlechte und arme Fischerhütten, vom Wasser umflossen liegen, und eine Art Vorstadt bilden. Der Löwenberg, eine Reihe fortlaufender Anhöhen, die, von Nordnordwest nach Südsüdost streicht, und an dem südöstlichen Ende in eine

*) Der Verf. nennt sie beinahe immer Hügel. D. H.

konische Spitze ausläuft, der Löwenkopf genannt. Er liegt in einer geraden Linie mit dem Tafelberge, mit dem er an dessen westlichen Ende durch eine Erhöhung von sandigem Boden zusammenhängt. — Der Tafel- und Teufelsberg, wiewohl sie zwei Namen haben, können daher in der That als ein einziger Berg betrachtet werden, denn sie bilden eine große Masse, deren Gipfel bloß durch eine Schlucht getrennt sind. *)

Vornehmlich am Fuße, und längs dem ersten Abhange des Löwenberges ist die Stadt erbaut; der Hottentottenplatz geht beträchtlich aufwärts, und der Abhang des Berges hört erst bei der Straße auf, welche in einer geraden Linie von der Wasserseite bis zu dem Thore des Kompagniegartens geht, und in ihrem Laufe die westliche Seite des großen Paradeplatzes bildet.

Ungeachtet der äußere Umriß der Stadt unregelmäßig ist, so kann man doch die eigentliche Stadt, in ihrem gegenwärtigen Zustande, als ein längliches Viereck betrachten, welches von der oberen Seite des Hottentottenplatzes bis zu den Baraken ungefähr 840, und von dem Thore des Kompagniegartens bis zu der Wasserseite 550 Schritte beträgt. Der Garten, welcher jetzt einen Theil der Stadt gegen den Tafelberg begränzt, wird vermuthlich im Verlaufe der Zeit den Mittelpunkt

*) Der Tafelberg ist 3353 Rheinl. Fuß hoch; der Teufels- oder Windberg = 3100 Fuß; der Löwenkopf = 2585; der Löwenschwanz = 1100 F. (Nach de la Caille und Menzel.)

der Kapstadt bilden; denn da diese seit ihrer Gründung stäts und schnell an Größe zugenommen hat, und wahrscheinlich unter ihren jetzigen Besitzern noch schneller zunehmen wird; so ist kein Zweifel, daß sie sich mit der Zeit bis zu dem Fuße, und wohl gar bis auf die Abhänge aller sie umringenden Berge ausbreiten wird, von denen, gleich einem Amphitheater, von allen Seiten umschlossen, sie eine so schöne und malerische Ansicht, als irgend eine Stadt in der Welt darbieten wird.

Die öffentlichen Hauptgebäude der Stadt sind die zwei Kirchen, das Rathhaus, die Kasernen, die Wohnung für die Sklaven der Regierung, und das Gefängniß.*) Der Thurm auf der Hauptkirche ist das Einzige, was sich über die übrigen Gebäude erhebt, und kann daher von allen Seiten der Stadt aus gesehen werden. **) Die Kirche selbst ist artig, allein auf keine Weise merkwürdig, weder durch ihre Eleganz noch durch ihre Mängel. Statt der Kirchenstühle findet man im Schiffe der Kirche Sessel, und die Pfeiler sind mit den Wappen von angesehenen Männern, die auf dem Kap, wenn nicht alle, doch meist, im Dienste der Kompagnie gestorben sind, verziert. Zwei hölzerne Löwen tragen eine artige Kanzel, auf welcher ein Anker eingegraben ist, das Sinnbild zugleich von der Hoffnung eines Christen und von

*) Das Krankenhaus und den Kornspeicher scheint der Verf. vergessen zu haben. D. H.

**) Er ist jedoch nur von mittelmäßiger Höhe, und mit Schilf gedeckt. (Nach Menzel.)

dem Namen der Kolonie. Diese Löwen fletschen die Zähne, und grinsen auf eine furchtbare Weise, und erheben ihre Köpfe in ächt Holländischem Geschmacke; das Ganze aber ist nicht schlecht ausgeführt. Die Kirche ist auch mit einer ziemlich guten Orgel versehen.

Die Lutherische Kapelle steht an dem oberen Ende der Strandstraße am nordwestlichen Eingange der Stadt; sie ist ohne Thurm, allein von aussen mit drei oder vier pausbäckigen Figuren verziert, welche sich selbst auf das Dach hin getölpelt zu haben scheinen. Aussen über die Thüre ist ein Strauß eingegraben, und in der Kirche ist die Figur dieses Vogels dreimal wiederholt; einmal, wo er mit kurzen ausgestreckten Flügeln das Lesepult des Predigers bildet; dann auf dem Bauche der Kanzel, und endlich oberhalb des Singchors. Die Kanzel wird vorn von zwei gut gearbeiteten herkulischen Figuren, bronzeähnlich gefärbt, getragen, und die Orgel, welche ihr gegenüber im Hintergrunde der Kapelle steht, ruht auf steinernen marmorirten Pfeilern. Ueberhaupt gleicht der innere Bau dieser Kapelle den meisten Dorfkirchen in England, er bildet ein Oblongum von zwei Reihen schwerfälliger Bogenpfeiler getheilt, welche beinahe längs des ganzen Gebäudes hinlaufen. Die Abtheilung in der Mitte zwischen den Pfeilern bildet das Schiff der Kirche. Auch hier findet man Sessel statt der Kirchenstühle, ein Gebrauch, welcher wahrscheinlich von der Seltenheit des Holzes in dieser Kolonie herrührt, wo bei ihrer ersten Gründung Jeder für seinen eigenen Sitz sorgte.

Das Stadthaus ist ein plumpes Gebäude von rothem Steine auf dem Marktplatze, fast im Mittelpunkte der Stadt. In ihm versammeln sich die Bürger bei besonderen Gelegenheiten, was aber jetzt wenig mehr gebräuchlich ist. Es ist mit Pfeilern und einer Vorhalle verziert, die man die Sklavenhalle nennen könnte, denn wenn die Sklaven keine Geschäfte haben, besonders bei Regenwetter oder gegen die Dämmerung in den Sommerabenden, so versammeln sie sich in Gruppen zusammen, und sprechen sich in ihrer Sklavenphilosophie aus.

Auf der Ostseite der Stadt stehen die Baraken oder Kasernen, ein langes weißes Gebäude mit Flügeln, welches bei dreitausend Mann hält. Es hat in der Länge an 500, in der Tiefe 300 Fuß, und da es voller Fenster ist und abgesondert steht, so muß es unfehlbar das Auge des Fremden vom Schiffe aus auf sich ziehen. Die Engländer haben es mit einem Walle umgeben, und einige andere Verbesserungen angebracht.

Die Wohnung für die Sklaven der Regierung ist ein breites, längliches Gebäude, ungefähr 80 Schritte lang und 20 breit, mit einem Hofe in der Mitte. Es steht zwischen der Kirche und dem Garten der Kompagnie, und hat in seinem Baue nichts bemerkungswerthes, da es bloß zur Wohnung für die Sklaven der Regierung bestimmt ist, welche vordem im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompagnie standen.

Das letzte öffentliche Gebäude, dessen wir gedenken wollen, ist der Tronk, oder das Gefängniß,*) auf der Wasserseite. Hier wird Gericht über Leben und Tod gehalten; Sklaven, welche etwas verbrochen haben, werden hieher zur Strafe gesendet; Gefangene werden da eingeschlossen und dann zum Richtplatze geführt. Die einzige Verzierung dieses Gebäudes macht ein Thurm mit einer Glocke, welche selten ertönt, und nur den letzten Gang der Verbrecher begleitet. Außer diesem befindet sich hier noch das Kommissariat des Ehehofes, wohin Jeder muß, um Erlaubniß zur Verheurathung zu erhalten. So kann also ein Mann weder heurathen noch gehangen werden, ohne vorher einen Besuch in dem Tronk gemacht zu haben.

Der Garten der Kompagnie liegt 600 Schritte von der Wasserseite; nahe bei dem Eingange ist das Stadtwachthaus, dessen Bauart, so wie die des Gartenthores, von einem reineren Geschmack ist, als an irgend einem andern Gebäude in der Kapstadt. Eine Allee von Rüstern und Myrthenhecken auf jeder Seite führt von dem einen Ende des Gartens zum anderen, und mißt in der Länge an 1000 Schritt. Das Ganze ist durch Reihen von Bäumen in viereckige Stücke abgetheilt, zwischen deren jedem ein Schattengang ist. An dem oberen Ende des Gartens ist ein eingefaßter Platz, wo sonst die Menagerie war. In dieser Menagerie bewahrte man die, in Europa für selten geachteten,

*) M. s. Percival's Nachrichten.

dieser Kolonie einheimischen Thiere; jetzt aber sind keine mehr da, und der Platz ist in einem sehr vernachlässigtem Zustande.

Der Garten macht den Park der Kapstadt, und wird von den Einwohnern sehr besucht, vornehmlich an Sommerabenden, wenn die vollbelaubten Bäume die Schattengänge angenehm machen. Das Haus des Gouverneurs steht in der Hälfte des Gartens.

Was die Straßen betrifft, so sind die in dem niedern Theile der Stadt gut gepflastert, und werden ordentlich erhalten, von denen in dem höheren Theile aber sind mehrere in einem elenden Zustande, ohne, oder schlimmer noch als ohne Pflaster, erscheinen unebene Stücke des Felsens so deutlich, daß man die Richtung der Lagen erkennen kann. Indeß werden die Engländer, welche die Stadt täglich vergrößern und verschönern, ohne Zweifel alle solche Mängel verbessern. Zur Nachtzeit werden die Straßen nicht erleuchtet, auch ist kein Seitenweg für die Fußgänger da, wie in den Städten Englands, welcher Unbequemlichkeit aber durch die Bauart der Häuser vorgebaut ist, welche kleine Balkone haben, oder wie man sie hier nennt, Abdachungen (Stoops), die längs dem Hause hinlaufen, und von denen wir späterhin sprechen werden.

Freie Plätze sind in der Kapstadt drei; der Kirchplatz, der Marktplatz und Hottentottenplatz. Der erste in dem niedern Theile der Stadt, hat seinen Na-

men von der Kirche, deren Mauer mit der Fronte des Regierungs-Sklavenhauses beinahe eine Seite des Platzes ausmacht. Bei der Grundlegung zu einigen Häusern daselbst, vornehmlich in der Nähe der Kirche, hat man verschiedene Grabsteine mit Portugiesischen Aufschriften ausgegraben, welche wahrscheinlich die Ueberreste der ersten Europäischen Ansiedler auf dieser berühmten Spitze Afrikas bedeckten. *)

Der Marktplatz macht beinahe den Mittelpunkt der Kapstadt aus. Von dem hier stehenden Stadthaus wird er bisweilen auch der Stadthausplatz genannt. Die Häuser sind meist mit Kramläden versehen, und der Markt ist der große Erholungsplatz für die Sklaven, welche sich bisweilen in großer Anzahl hier versammeln, daß sie bald den ganzen Markt anfüllen. Zugleich sind hier Früchte aller Art zum Verkauf ausgestellt, Straußeneier, Federn nnd andere Afrikanische Handelsartikel.

Der Hottenplatz liegt am Abhange des Löwenrumpfes, so daß dessen oberer Theil beträchtlich höher liegt, als der untere. Er ist unregelmäßig gebaut und nicht gepflastert. Die Engländer haben hier vor Kurzem einen Brunnen graben lassen, der wenn sie so glücklich sind gutes Wasser zu finden, für die Bewohner dieses oberen

*) Die Portugiesen hatten nie eine Niederlassung am Kap. Obige Grabsteine sind vielleicht dem Franz von Almeida und seinen Unglücksgefährten, die hier in einem Streit mit den Hottentotten erschlagen wurden, von ihren Landsleuten gesetzt worden. D. H.

Stadttheils eine große Wohlthat seyn wird, indem sie sonst das Wasser aus den niedrigsten Theilen mußten holen lassen. Der Hottentottenmarkt ist der Platz, wo meist alle Wagen des Landvolkes zusammenkommen, und man sieht sie daselbst oft reihenweise an allen Seiten mit Hottentottenknechten aus den entferntesten Theilen der Kolonie und von dem sonderbarsten Ansehen, aufziehen. Einige schlafen darin, andere liegen außen und sömmern sich. Die obere Seite dieses Platzes kann man als die westliche Gränze der Stadt betrachten. Die Parade, oder wie sie bei den Niederländern heißt, der Heere-Graght macht ein offenes länglichtes Viereck, wovon zwei Seiten, die westliche und südliche regelmäßig bebaut sind, das aber an der Ostseite gegen das Kastell hin offen, und gegen das Wasser hin unregelmäßig gebaut ist. Die Häuser an der Parade gehören den angesehensten Bewohnern der Stadt. Man hat von hier aus eine heitere Aussicht auf die blauen Berge des Hottentottenhollandes, und seit einem großen Brande im September 1798, wodurch eine lange Reihe von Ställen, der Regierung zugehörig, eingeäschert wurde, ist auch die Aussicht gegen die Bucht und entgegenstehenden Berge offen. Der offene Raum ist von Gräben durchschnitten, und an der Westseite befinden sich zwei viereckige Fontainen, aus denen man, bis vor Kurzem, alles Wasser aus der Stadt holte. Es entspringt nicht hier, sondern wird in Röhren von dem Fuße des Tafelberges zu diesen Fontainen geleitet, aus denen beiden es in ununterbrochenem Strome fließt. Das Wasser ist hell und frei von jedem salzigen oder mineralischen Geschmacke, welches

ein sehr wichtiger Umstand ist, da man Quellen von vollkommen frischem Wasser in allen Theilen der Kolonie nur spärlich trifft.

Die große, nach dem inneren Lande führende Straße geht an einer Seite des Paradeplatzes hin, und windet sich um das Kastell, wobei man nahe unter den mit einem viereckigen Wall umgebenen öffentlichen Richtplatz kommt, wo Galgen, Räder und Pfähle zum Spiessen sich der öffentlichen Ansicht darbieten; Gegenstände, über welche die Humanität und das Zartgefühl der Engländer lange einen Schleier würde gezogen haben.

Zuletzt kommen wir zu dem Kastell, welches man selbst als eine kleine Stadt betrachten kann. Es steht in der Nähe der Bai, seine Festungswerke bilden ein Fünfeck. Innerhalb seiner Mauern sind fast alle öffentlichen Amtsstuben befindlich, das Sekretariat, das Generalzahlmeister-, das Vierkammerpostamt u. s. w. Auch ist hier der Admiralitätshof, es werden hier alle Urkunden und Register der Kolonie aufbewahrt, kurz, man kann es, da alle öffentliche Landesgeschäfte hier betrieben werden, als das Herz der Kolonie betrachten.

Das Klima auf dem Kap ist im Ganzen äußerst gemäßigt und angenehm, aber dem plötzlichen Wechsel der Hitze und der Kälte ausgesetzt. Die stufenweisen Uebergänge von einer Jahreszeit zur andern, wie in Europa, finden sich hier nicht; das Jahr ist durch periodische Winde in zwei Jahreszeiten getheilt. Im Sommer,

vom Monat Oktober bis zum März, weht der Wind gemeiniglich von Südost, und bringt, wenn er heftig ist, Wolken von Sand und Staub mit sich, wodurch er in dem Klima des Kaplandes die größten Unannehmlichkeiten verursacht. Der die Luft erfüllende Staub durchdringt und bedeckt alles, und wird in solcher Menge und mit solcher Gewalt nach der See geführt, daß ihn die Schiffe mehrere Meilen weit von der Küste wahrnehmen, ja man behauptet gar, daß er von Schiffen bemerkt wird, die das Land noch gar nicht im Gesicht haben. Während der Wintermonsun hingegen herrscht der Nordwestwind, und bringt von der See Nebel, Wolken, Gewitter und Regen mit. Die Wolken werden von den hohen Bergen des Kaps aufgehalten und gesammelt, ehe sie sich brechen und als Regen niederfallen, und des Donners rollendes Getöse, von den umgebenden Bergen mehrfach wiederhallend ist schaudervoll. Während des Regens ist das Wetter bisweilen kalt, und selbst für einen Engländer auffallend, der sich vergebens nach der Annehmlichkeit eines Englischen Kamins umsieht. Für ihn sind die Jahreszeiten hier umgekehrt; im December ruft er sich beim Druck der Hitze die kühlen Schattengänge seines Vaterlandes in die Erinnerung, während er im Julius den Mangel des lodernden Feuers, der erheiternden Gesellschaft und tausend anderer kleiner Annehmlichkeiten des Lebens bedauert, welche die winterlichen Stunden betrügen, und durch deren Hülfe das Windgeheul draußen nur dient, das Vergnügen zu verdoppeln.

Zweiter Abschnitt.

Die Einwohner.

Reddere qui voces iam scit puer, et pede certo
Signat humum, gestit paribus colludere et iram
Colligit ac ponit temere, et mutatur in horas.

Horat.

Vielleicht ist auf der ganzen Erdoberfläche kein Volksstamm, dessen Charakter schwerer zu zeichnen wäre, als der von den jetzigen Bewohnern des Kaps. Um von dessen hohen mit den Wolken bedeckten Bergen, seinen Löwenbergen und seiner Bai eine Skizze zu entwerfen, bedarf es keines außerordentlichen Zeichners; wer aber kann der Natur den Spiegel halten, und den Körper des Zeitgeistes, seine Form und Biegung auffassen, wenn diese Gestalt nur unbestimmt und schwach ausgezeichnet ist? Das Volk am Kap ist erst im Begriffe einen Charakter anzunehmen; denn die Kapbürger sind weder Engländer, noch Franzosen, noch Holländer. Auch bilden die Bewohner des Kaps noch keine eigene Klasse, als Afrikaner, sondern sind bloß ein Gemische von allen verschiedenen Völkern zusammengenommen, das bis jetzt noch keine Konsistenz erhalten hat, und folglich auch noch nicht genau abgebildet werden kann.

Ein mildes Klima, Ueberfluß an Nahrungsmitteln und eine glückliche Lage haben dazu beigetragen, das

Aeußerliche der weißen Bewohner des Kaps angenehm und anziehend zu machen. Ihre Gesichtszüge sind meistentheils regelmäßig, ihr Haar, ihre Augen sind helle, und ihre Körperbeschaffenheit ist schön. Jedoch ist dieses nur von solchen Familien zu verstehen, die von einer Mischung der Farbe meist frei sind; meist, sage ich, weil, es sey nun klimatische Einwirkung auf die Zeugung, oder rühre es von der Lebensart her, der Fall nicht selten ist, daß eine Verschiedenheit der Farbe bei dem Vater oder der Mutter sehr merklich ist, indeß sich bei den Kindern beiderlei Geschlechts keine Spur davon findet.

Bei Erziehung der Kinder findet sich wenig von jener häuslichen Bildung, jener väterlichen und mütterlichen Anleitung, welche in England das kindliche Gemüth zum Gehorsam, zu den geselligen Neigungen und zur Gefälligkeit bilden, welche weit mehr werth sind, als alles, was in der Schule eingebläut, und als Tagewerk erlernt wird. Das Kind lernt seine Lektionen im Französischen und Englischen, je nach der Neigung der Aeltern, kritzelt einige Zeilen mit seinen Schulkameraden, und kehrt dann wieder nach Hause, um in Gesellschaft der Sklaven zu spielen. Selten hört man eine Mutter sagen: „Mein Kind du hast gelogen, warum beschimpfst du dich selbst? Du hast schlecht gehandelt, warum machst du, daß deine Aeltern für dich erröthen müssen?" Im Gegentheil prägen die Aeltern, welche, die gelegentlichen Aufwallungen von Zorn oder Liebe ausgenommen, meist alles gleichgültig behandeln, ihren Kindern keine feste Grundsätze der Moral ein, sondern überlassen sie wie sich selbst, dem

gefährlichen und ungewissen Zuge jeder Leidenschaft, die nur irgend die menschliche Brust bewegt.

Glücklicherweise erstrecken diese Gleichgültigkeit für das Gute, dieser Mangel an moralischem Enthusiasmus ihren Einfluß auch auf die Leidenschaften, und mindern ihre Heftigkeit, die sonst unwiderstehlich seyn würde. Ist darum eine warme Freundschaft bei ihnen ungewöhnlich und unbekannt, so ist es meist auch heftige und offenbare Feindschaft. An deren Stelle tritt ein kalter Groll, der sich in Ausdrücken von Haß und Verachtung ergießt, nicht aber zu Ausbrüchen von Heftigkeit und Rache anreizt. Eben diese Gleichgültigkeit ist die Ursache, daß die meisten häuslichen Zwistigkeiten ihren Platz und bestimmte Gegenmittel in den Gesetzen haben. Herrschen Mißhelligkeiten zwischen Mann und Weib, so können sie leicht geschieden werden. Gehorcht ein junger Mensch seinen Aeltern nicht, so wird er vor den Fiskal oder obern Magistrat gefordert, und bekommt da seinen Verweis; und hat in der weiblichen Welt eine von der andern übels gesprochen, so kann die Verbrecherin vor das nämliche Tribunal gebracht werden, wo sie ihre Behauptung entweder beweisen, oder für die Falschheit derselben büssen muß.

Am Lesen finden die Frauenzimmer wenig Geschmack, sind aber dafür dem Tanzen gänzlich ergeben, wozu sie alle ihre Eleganz und Liebenswürdigkeit aufbieten. Im Tanze zeigt sich das weibliche Geschlecht auf dem Kap zu seinem größten Vortheil. — Ihre Kleidung von Indi-

schem Musselin, ihre schwankenden Federn, ihre reizenden Bewegungen, und ihre im Ganzen genommen schönen Gesichtsbildungen, von den lieblichen Tönen der Violine belebt, vereinigen sich, sie in den vortheilhaftesten Gesichtspunkt zu stellen. Dann ist weder Plumpheit in dem Betragen, noch Unfeinheit in dem Ausdrucke, noch Selbstsucht des Herzens sichtbar, und der Europäische Fremdling, der eben eine Wasserwüste von zehntausend Meilen zurückgelegt hat, findet sich auf einmal bei einer Scene, die ihm die Sitten und Vergnügungen seines Vaterlandes mitten in Afrikas Gebirgen vor die Erinnerung ruft.

Die Mädchen werden hier bisweilen sehr frühzeitig verheurathet, das sechszehnte Jahr kann man meistens als das festgesetzte Alter betrachten, worin sie Weiber und öfters Mütter werden, und zehn, zwölf, wohl auch achtzehn Kinder werden nicht ungewöhnlich in einer Ehe erzeugt. Vielleicht entspringt das schwankende Ansehen ihres Erziehungssystems größtentheils aus diesen jugendlichen Verheurathungen und dieser so zahlreichen Nachkommenschaft: denn würde schon jede von diesen Ursachen einzeln der richtigen Erziehung der Kinder nachtheilig seyn, um wie viel mehr müßten sie es nicht zusammen?

Selten säugen die Mütter ihre Kinder, und gewöhnlich werden sie einer treuen Sklavin übergeben, welche die Amme, Aufseherin, Erzieherin derselben ist, kurz an welcher sie eine zweite Mutter bekommen, ohne daß

dieselbe doch auf sie in reiferen Jahren mehr Einfluß behielte.

In ihren Familien widmen die Glieder derselben weder diejenige Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung, noch hegen sie jene eigne Achtung für einander, welche in England das schönste Band der häuslichen Glückseligkeit machen. Vielleicht aber ist es auch Unrecht, sie eben mit den Engländern zu vergleichen, da ich, nach allem, was ich sah und hörte, sehr zweifle, ob mit ihnen, in Hinsicht der Aufmerksamkeit auf alle diese kleinen Feinheiten, welche bei jedem aus einer Selbstachtung, ohne Verachtung anderer entspringen, sich irgend eine Nation der Erde vergleichen lasse.

Der Tisch ist bei dem Mittelstande gemeiniglich gut versehen, und an Festtagen findet man bei ihm Fische, Fleisch und Geflügel bis zur Verschwendung gehäuft. Die Europäischen Weine werden am meisten geschätzt, die Kapweine aber machen, mit Wasser vermischt, den gemeinen Tischtrunk aus. Bier aller Art genießen sie nur als eine Leckerei. Nach der Mahlzeit bleiben sie nicht beim Trinken sitzen, sondern legen sich schlafen, eine Sitte, die bei Männern und Weibern herrscht, und welche nicht wenig dazu beiträgt, sie insgemein, und oft schon sehr frühzeitig, so dick zu machen. *)

Jener abstechende Unterschied in dem Betragen der beiden Geschlechter, den man in Europa antrifft, findet

*) M. s. hierüber Percival's Schilderung im XIII. Kap.

man in der Kapstadt nicht. Die Frauen sind in ihrem Umgange frei und ungezwungen, und nicht genug, daß sie häufig Unterredungen zuhören, welche sich mit unsern Begriffen von Anständigkeit und Schicklichkeit auf keine Weise vertragen, so hört man sie wohl selbst Gespräche der Art führen. Sie nennen alles beim rechten Namen, und scheinen der Meinung zu seyn, daß alles, was Männer ungestraft begehen dürfen, auch ihnen verstattet seyn müsse. Bei allem diesem aber sind sie humaner, mitleidiger und uneigennütziger als die Männer, deren Sitten sanfter und feiner zu machen, hier, wie überall, Bestimmung und Vorzug ihres Geschlechts ist.

Die Religion hat auf den größten Theil der Kapbewohner wenig Einfluß, denn wiewohl sie sich zum Christenthume bekennen, so scheinen sie doch den Geist desselben wenig zu verstehen, und nur ein kaltes Gefühl für die glücklichen Wirkungen desselben zu haben. Sie gehen zur bestimmten Zeit in die Kirche, kleiden sich schwarz beim Abendmahlgehn, singen, stehen auf und setzen sich nieder, wie's der Brauch will, scheinen aber von der ungemeinen Brauchbarkeit der Lehren des Christenthums in allen Lagen des menschlichen Lebens keinen Begriff zu haben; und kurz, es scheint auch hier der Fall, wie bei den meisten Christen zu seyn: das Christenthum ist eine Religion für den Sonntag, aber nicht für die übrigen Wochentage.

Alle ihre Gedanken sind auf den Handel gerichtet, ihr gewöhnliches Gespräch dreht sich um Kaufen und Ver-

kaufen herum, und wenn die besten Freunde etwas an einander verhandeln, so wollen sie daran gewinnen. Kaum sind zwei bis drei Personen, besonders Frauenzimmer, zusammen gekommen, als man auch schon die Worte: theuer, wohlfeil, Reichsthaler, so viel Schillinge für die Elle u. s. w. hört. Die Verdienste jedes Kaufmanns im Orte, von dem ersten an bis zu dem kleinsten Krämer herab, werden erörtert, und dieser Lieblingsgegenstand der Unterhaltung tagtäglich wiederholt, ohne daß man dessen im geringsten überdrüßig würde. Eine gute Hausfrau schätzt man hier weniger nach der Achtsamkeit auf ihr Hauswesen, als nach ihrer Kenntniß der Preise von den verschiedenen Handelsartikeln, und ob sie weiß, in welchem Stadtviertel man dieselben erhalte. Die Erziehung der Kinder und die Aufsicht über die Sklaven behauptet erst die zweite Stelle.

Die Häuser sind im Ganzen alle nach einem und demselben Plane gebaut. Im Erdgeschoß ist ein Gang mit Zimmern auf jeder Seite. Dieser Gang führt in einen Saal, wo die Familie gewöhnlich speiset, ungeachtet von allen Seiten Thüren offen stehen, welches ihn im Winter zum Speisesaale sehr unangenehm macht. Man hat beim Bau der Häuser weit mehr auf Kühlung Rücksicht genommen, als das Klima zu erfordern scheint. Die Zimmer sind hoch, und an der Decke nicht übertüncht, was dem Fremden besonders auffällt; auf dem Fußboden ist kein Teppich, und wenige Zimmer haben Kamine. Im Sommer macht man die Zimmer gern dunkel, indem man die Fensterladen halb zuzieht, um Hitze und Fliegen

abzuhalten, welche letzteren bisweilen sehr zahlreich und über Tafel sehr beschwerlich sind.

Die Sklaven wohnen bisweilen mit im Hause, gewöhnlicher aber in kleinen Gemächern, die mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen, oder doch nicht weit von demselben entfernt sind. Ihre Lebensweise ist ihnen selbst überlassen, und ihre Speise besteht mehrentheils aus den Ueberresten von der Tafel ihrer Herren. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Gottheiten der Mythologie hier eine sonderbare Rolle spielen, und könnten sie entehrt werden, so geschähe es hier, denn ihre Namen finden sich hier unter den Sklaven auf keine ehrenvolle Weise. Jupiter putzt die Schuhe, Herkules striegelt die Pferde, Juno macht Feuer an.

Der Zeitvertreibe giebt es in der Kapstadt wenige; Bälle, Privatpartien, Kartenspiele und Besuche, dies sind sie beinahe alle. Das Theater, welches die Engländer erbauen, kann zur Zeit noch nicht dazu gerechnet werden. Das größte, das Hauptvergnügen der Einwohner aber besteht darin, daß sie, in den schönen Mondnächten dieses Klima's Partienweise in den Straßen lustwandeln. Da lachen sie denn überlaut, sprechen schäkern, grüßen einander, wenn sie sich begegnen, und das geht bisweilen so bis Mitternacht fort. Sie nennen das mit einem sehr bezeichnenden Ausdrucke: Gassaden (street-walking). Die Engländer haben an dieser Sitte die Sommerabende hinzubringen, noch kein Vergnügen gefunden, obschon sie nicht ohne Annehmlichkeit ist, be-

sonders in hellen Nächten, wenn kaum ein Lüftchen die Oberfläche der Bai aufregt, und ihre Wogen sich eine nach der andern, fast geräuschlos an den sandigen Ufern brechen.

Dritter Abschnitt.

Die Sklaven.

Verkleide dich wie du willst, dennoch, o Sklaverei,
Dennoch bist du ein bittrer Trank.

Sterne.

Ein Gemälde von der Kapstadt würde sehr mangelhaft seyn, wenn die Sklaven gar nicht darin vorkämen, deren Anzahl, Verschiedenheit, Kleidung und Behandlungsart, durchaus nicht mit Schweigen übergangen werden können, da sie in mancher Hinsicht so sehr interessiren, und dieser Gegenstand überhaupt so rührend für das Herz ist.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern ist die häusliche Sklaverei eine reiche Quelle von Uebeln gewesen. Ein verzärtelter Sklav ist unerträglich frech, und ein hart gehaltener zittert und krümmt sich beständig. Bei dem täglichen Anblicke von beiden aber muß das Herz der Jugend nothwendig gefühllos und verdorben werden. Die Kinder des Hauses mischen sich unter die Sklaven.

In dem einen Augenblicke spielen sie mit ihnen, und im nächsten sehen sie dieselben geschlagen werden und weinen, wobei das Kind aus Gewohnheit nichts denkt, und ganz kalt abwartet, bis sein Gefährte ausgeweint hat, um das Spiel wieder zu beginnen. Daraus entsteht nur zu oft in frühster Jugend eine Härte des Herzens und eine Selbstsucht, welche die schönsten Gefühle der menschlichen Natur erstickt. Ach, selbst die besten Menschen verlieren tiefer im Leben die zarte Regsamkeit des Herzens, wenn sie täglich nichts als Undank, Habsucht und Selbstsucht erblicken. Was muß nun vollends dann entstehen, wenn ein Kind in Unempfindlichkeit aufwächst, und seinen Gefährten bald zu seinem Spielkameraden, bald zu dem Gegenstande der Tyrannei und des Eigensinnes machen sieht.

Doch diese Betrachtungen sind mehr an ihrer Stelle bei unserer Ansicht der Einwohner und ihrer Sitten; jetzt wollen wir uns auf die Sklaven allein beschränken. Kein Ort kann eine schicklichere Lage haben, um Sklaven von allen Nationen zusammen zu bringen, als das Vorgebirge der guten Hoffnung. Es liegt in dem ächten Mittelpunkte der Sklaverei. Auf jeder Seite desselben erstrecken sich die Küsten von Afrika hin, die von jeher das Mutterland einer unglücklichen Menschenrasse waren, und auf der Ostseite liegen die Inselgruppen, die mit jenen Küsten eine Menge von Sklaven von allen möglichen Verschiedenheiten liefern. Da sind nicht mehr bloß Malaien, oder Malabaren, oder Eingeborne der Küste von Mozambique; sie sind Sklaven. Wollen wir vor allem ein kleines Gemälde von ihnen als solchen entwerfen.

Im Ganzen werden die Sklaven auf dem Kap nicht übel behandelt, sondern erhalten gute Kleidung und Kost. Trifft man hin und wieder ein Beispiel vom Gegentheile, so macht dies nur eine Ausnahme. Es kann Jemand einen Sklaven übel behandeln, allein im Allgemeinen behandelt man sie gut; es kann dieser oder jener schlecht wohnen, aber im Ganzen wohnen sie doch gut; Mancher mag schlecht gekleidet und gespeist werden, allein im Durchschnitt ist es nicht der Fall. *)

Daß der Sklav gewöhnlich mit seinem Herrn unter Einem Dache wohnt, ist bereits gesagt worden. Seine Kost besteht aus den Ueberbleibseln von der Tafel seines Herrn, jedoch mit einer größeren Portion Reiß vermischt. Seine Kleidung besteht gemeiniglich in einer blauen Tuchjacke, einer leichten Weste und weiten blauen Pluderhosen. Auf dem Kopfe trägt er entweder einen groben Hut oder ein Tuch, wie ein Turban umhergeschlagen, im Ganzen aber weder Schuhe noch Strümpfe; der Hemdkragen steht offen, und um den Hals hat er nachlässig ein rothes oder blaues Tuch gebunden. Bisweilen stößt man unter den Sklaven auch auf einen Stutzer; seine Ohren sind mit Ringen geschmückt; um den Hals ist ein rothes Tuch gebunden; auf dem Hute wiegt sich ein Federbusch von gemeinen Straußfedern; er tritt leicht daher, seine Federn schwanken, und er schaut stolz um sich. Er

*) Darin stimmen alle Schriftsteller überein, und dies macht doch wirklich den Kapbürgern Ehre.

D. H.

schwebt nur über dem Boden, und hat gänzlich vergessen, daß er ein Sklave ist.

Bei den Heurathen der Sklaven sind wenig oder gar keine Ceremonien gebräuchlich, wenn anders in der That die Art, wie männliche und weibliche Sklaven sich mit einander verbinden, jenen Namen verdient. Keine langen Dienste gewinnen die Zuneigung; kein Priester spricht seinen Segen über das hochzeitliche Bett; kein Vater giebt seine Tochter hin, und versammelte seine Freunde an diesem glücklichen Tage um sich; die Sklaverei schwingt die Hochzeitfackel, die Sklaverei allein führt sie einsam ins Hochzeitbette. Der Mann besucht sein Weib, so wie er dazu Gelegenheit findet, und verläßt sie wieder ohne Ceremonie und ohne Vorwurf, so bald er Lust hat, eine andere zu nehmen. Was kann man auch sonst von ihm erwarten, da er weiß, daß Er das Eigenthum eines Anderen, seine Frau vielleicht wieder eines Anderen ist, und seine Kinder einem Dritten oder Vierten angehören werden? Es ist die Sklaverei — die Sklaverei ist es in allen ihren Gestalten, welche das Gemüth verschlimmert, und die Menschennatur entwürdigt.

Bei der Geburt eines Kindes erwacht jedoch die Mutterliebe in dem Herzen der Sklavin. Sie vergißt eine Zeitlang alle ihre anderen Sorgen, und beginnt alle Bekümmernisse und Freuden einer Mutter zu fühlen. Das Kind wird gewindelt, der Kopf desselben mit einer enganschließenden Mütze bedeckt, vollkommen von der Form derjenigen, die man an vielen Aegyptischen Sta-

tuen sieht. Der Herr sieht das Kind als einen neuen Zuwachs seines Eigenthums an, und so strenge er auch ist, so läßt er doch jetzt von seiner Härte etwas nach, weswegen denn auch unter den Sklaven eine große Freude herrscht, und eine Nacht lustig und in Tanz und Schmause zugebracht wird. Allmählig indessen wird alles dieses vergessen, die Feste sind vorüber, und die Mutter geht wieder an ihre gewöhnlichen Arbeiten. Bei diesen Tänzen zeigen sich die Sklaven in ihrem vortheilhaftesten Lichte. Die Frauenzimmer verrathen in ihrem Anzuge viel Geschmack, ja Eleganz sogar, ihre Tänze sind weder wild, noch regellos und von der passenden Musik begleitet; sie sind schöne Nachahmer dessen, was sie täglich unter den meisten weißen Einwohnern zu sehen bekommen, und zeigen eine Leichtigkeit in der Bewegnng, eine Richtigkeit in dem Takte, die selbst einen Europäer, der mit jenem Umstande unbekannt ist, in Bewunderung setzt.

Bisher habe ich einen Sklaven unter der Aufsicht seines Herrn geschildert, betrachten wir ihn jetzt in jener Stunde, wo er, frei von der Kette, ruhig niedersinkt, und nicht mehr die Stimme seines Unterdrückers hört. Selbst der Sklave darf nicht ohne eine Thräne seiner mütterlichen Erde übergeben werden. Er hatte vielleicht ein Weib, einen Bruder, einen Freund, und wenn wir diese an seinem Grabe weinen sehen; so dürfen wir uns nicht schämen, neben jenen uns niederzulassen, und auch seinem Andenken unsern Tribut zu bezahlen.

So bald der Kranke verschieden ist, brechen die ihn

umgebenden Weiber in Thränen und Wehklägen aus, und die Männer stimmen in diese Klagetöne mit ein. Nicht ohne viele Thränen wird der Leichnam angekleidet; und den Freunden des Abgeschiedenen ist ein Tag vergönnt, um über seinen Ueberresten zu trauren. Der Malaie drückt seine Trauer dadurch aus, daß er in tiefer Stille sich mit niedergeschlagenen Augen und in tiefen Gedanken an die Seite seines verstorbenen Freundes hinsetzt; die Malabaren aber und die Eingebornen von Mozambique brechen plötzlich in ein heftiges Wehklagen aus, das sie oft konzertmäßig anzufangen und zu endigen scheinen. Am Begräbnißtage versammeln sich die Freunde noch einmal, und begleiten den Verstorbenen zu Grabe; auf dem Todtenacker wird er mit mehr oder weniger Ceremonie beigesetzt, je nachdem es die Religion und Frömmigkeit ihres Stammes erheischt. Alle drücken ihren Schmerz aus, der aber nicht von langer Dauer ist. Die Malaien allein schränken ihre Trauer nicht ein, und scheinen ihre Betrübniß lieb zu gewinnen. Am dritten, siebenten, zehnten, vierzehnten und hundertsten Tage versammeln sie sich wieder ums Grab her, gießen wohlriechendes Wasser darauf, und bestreuen es mit Blumen. Sie flehen die Erde an, daß sie leicht auf der Brust ihres sonstigen Gefährten ruhe, und vergießen zum letzten Male Thränen auf seinem Grabe. Haben sie so die letzten Pflichten der Freundschaft und Liebe erfüllt, dann kehren sie nach Hause und schmausen zusammen, fest überzeugt, daß ihr Freund glücklich sey.

So viel von den Sklaven auf dem Kap im Allgemeinen; einige Besonderheiten trage ich nach.

Bei einem unserer Morgenspaziergänge um die Stadt, sah ich vor der Thüre eines Hauses eine Menge Menschen beisammen, mein Freund und ich traten hinzu, und fragten, was es gäbe. Wir erhielten zur Antwort, daß man die Sachen eines verstorbenen Kolonisten versteigere. Kaum hatten wir uns unter die Menge gemischt, als der Auktionator eine Art Kanzel bestieg, und eine Zeitlang auf eine Platte von Erz schlug, zum Zeichen, daß die Auktion angehe. Eine Menge von Artikeln wurde losgeschlagen, wir fanden es nun langweilig, und waren schon im Begriffe, uns zu entfernen, als eine Pause entstand, und ein Gemurmel in der Gesellschaft ankündigte, daß jetzt die Reihe an etwas anders als Lappalien komme. Wir warteten also einen Augenblick, und sahen bald einen Schwarzen durch die Menge treten. „Ach — sagte Karl — die Reihe kommt an die Sklaven, laßt uns noch etwas warten."

Der Erste, welcher versteigert werden sollte, war ein stämmiger Neger von der Küste Mozambique. Sein Blick war traurig und melancholisch, seine herunter hängenden Hände waren in einander geschlagen, als ob sie gebunden wären, und seine Augen waren auf die Erde geheftet. Als er hörte, daß sein Loos bestimmt, und er für 600 Reichsthaler verkauft sey, hob er seine Augen schwermüthig auf, um seinen neuen Herrn zu betrachten, und folgte ihm aus der Versammlung ohne ein Wort zu sprechen; uns aber kam es vor, als wären seine Wangen von Thränen benetzt, und wir hatten wohl nicht Unrecht, denn der Käufer sagte uns,

mit einigem Ausdrucke von Mitleid, daß dieser Sklave bei seinem verstorbenen Freunde in hoher Gunst gestanden habe. Es wurden noch mehrere versteigert, denn der Haushalt des Verstorbenen war sehr ansehnlich gewesen; auf den Gesichtern von allen aber waren Traurigkeit und Niedergeschlagenheit der Sklaverei die hervorstechenden Züge. Endlich stellte sich uns ein Gegenstand dar, der uns beinahe zu Thränen zwang; eine Mutter war es mit ihrem kleinen dreijährigen Kinde, das sich fest an sie schmiegte, und sich nicht von ihr trennen wollte. Da sie die Drohungen des Eigenthümers fürchtete, so sagte sie mit schwacher Stimme zu ihrem Kinde, es möge sie verlassen, und dabei hielt sie die Arme fest um das kleine Geschöpf geschlungen. „Verkauft sie zusammen, verkauft sie zusammen!" riefen alle Stimmen, man willigte ein, die Mutter küßte ihr Kind, nahm es bei der Hand und trat mit ihm vor auf die bestimmte Stelle. Während man auf sie bot, blickte sie ängstlich nach allen Seiten, als ob sie um Erbarmen flehe. Es waren bereits 700 Dollars auf sie geboten, welchen Preis der Auktionator lange Zeit wiederholte, ohne daß Jemand Willens schien, mehr zu bieten. „Der Mann der das Gebot gethan hat — sagte Jemand, der uns zunächst stand — steht in dem Rufe, daß er seine Sklaven sehr grausam behandle." „So! — sagte Karl, dessen Gesicht gluthroth sich färbte — er hat sie ja noch nicht!" Siebenhundert und zehn, rief er mit einer vor Schmerz zitternden Stimme. Alles blickte sich nach uns um, und die Mutter nebst dem kleinen Kinde musterten Karln. 720, rief der Mann, ihn anstarrend. 30, rief

Karl; 50, der andere; 800, rief Karl; der Mann biß auf die Lippen; eine lange Pause entstand. 801, sagte endlich ein alter Mann mit einem sanften Blicke, dessen Menschenfreundlichkeit bekannt war. Karl trat zurück, und die arme Sklavin erhielt einen milden Herrn.

Da wir wieder auf der Straße waren, freuete ich mich, wie leicht Karl dahin schritt, und wie sein Auge glänzte vom Bewußtseyn einer guten Handlung. „Armes Kind! armes Kind! — rief er vor sich aus — ich habe dir doch wenigstens einige Schläge erspart.“ Nachdem er seinem Gefühle Luft gemacht hatte, fieng er an, über die Sklaven zu sprechen, und drückte sein Erstaunen über die so große Verschiedenheit unter denselben aus. Er bat mich um Erklärung, allein um des Himmels willen nicht in einer kalten Manier, sondern als ob ich vor einem zahlreichen Auditorium stände. Seinen Wunsch zu erfüllen fieng ich an:

„Sieh jenen Sklaven, der auf uns zukommt, und beinahe unter der Last der Holzbündel erliegt, die er, am Ende eines über seine Schultern geworfenen Bambusrohres, an zwei Stricke gebunden hat. Seine schwarze Farbe, sein krauses Haar, seine aufgeworfenen Lippen, und seine tattowirte Stirn lassen in ihm einen Sklaven von der Küste Mozambique erkennen. Seine untersetzte Statur macht ihn fähig, solche Strapazen zu ertragen, und in seiner arglosen und demüthigen Miene kannst du lesen, daß er oft Schläge und unverdiente Vor-

würfe erhält, ohne nur einen Augenblick auf Rache zu sinnen; was ihm aufgetragen ward, verrichtete er ohne Murren und Einwand. Sieh ihn jetzt langsam, von seiner Last gebeugt, dahin gehen, und du wirst Mitleid mit seinem Schicksale haben; folgen wir ihm bis zur nächsten Ecke, wo einer seiner Kameraden sitzt, und auf einer Maultrommel spielt. Er bleibt stehen — hört zu — Freude stiehlt sich in sein Herz — er legt seine Bürde nieder — stampft mit seinen Füßen die Erde — hebt seine Hände, in einander geschlungen, über den Kopf empor — überläßt sich der ausgelassensten unbesonnensten Freude, und denkt, einzig mit der Gegenwart beschäftigt, nicht an die bitteren Stunden der Vergangenheit, nicht an die der Zukunft."

„Betrachte den anderen Sklaven, der da zunächst kommt. Schon aus der Ferne kündigt ihn sein aufrechter Gang, seine nervige Figur, sein freier Schritt als einen Malaien an, oder einen Eingebornen der Insel Java, als einen König unter den Sklaven. Sieh sein langes kohlschwarzes Haar, bis auf die Hälfte des Rückens herabhängend, seine gelbe Farbe, seinen Blick zugleich voll Feuer und Argwohn, der bitter auf den Sklavenstand hinschielt. Er weiß es sehr wohl, daß die Hausmaler, Musiker und Künstler in der Kapstadt aus seinen Landsleuten bestehen. Er ist stolz auf diese Auszeichnung, und rühmt sich des Namens eines Malaien. Er verlangt von seinem Herrn einigen Vorzug; seine Gebehrden, seine Sprache, die bisweilen langsam und ruhig, zu einer anderen Zeit schnell und heftig ist, scheinen

zu sagen: „ich weiß, daß ich eur Sklav bin, allein bedenkt wohl, wie ihr eure Macht gebraucht!“ Ein Vorwurf reizt und empört ihn, ein Schlag verwundet sein stolzes Herz, er bleibt ihm tief im Gedächtnisse und gewiß, er denkt auf Rache. Es vergeht einige Zeit, der Herr vergißt die Schläge, die er gegeben hat, allein der Malaie hat sie nicht vergessen. Endlich offenbart sich der schlimme Theil seines Charakters auf eine grausame Weise; er betäubt sich mit Opium und in der Wut seiner Rache fällt er über seinen nichts argwohnenden Herrn mit seinem Kris oder seinem Malaischen Hakendolche her, und stößt ihn mit einem, zwei oder mehreren Stößen nieder. Sogar dessen unglückliches Weib und Kinder sind, wenn sie ihm in den Weg kommen, nicht sicher vor seiner Wut; er springt auf die Straße, läuft wie rasend fort, und was ihm aufstößt wird ein Opfer seiner Raserei, bis er von der Menge überwältigt und zur Strafe seiner Verbrechen fortgeschleppt wird.“

„Folge ihm zum Richtplatze. Einige Tage sind verstrichen und der Rausch des Opiums ist vorüber, er steht auf dem Richtplatze: allein bemerkst du in seinen Mienen nur einen Zug von Furcht oder Gewissensangst? — Nichts von dem allen. Er wird aufs Rad gebunden, der Henker zerschlägt ihm alle Glieder, eins nach dem anderen — keine Thräne, kein Seufzer entwischt ihm — endlich ist die Natur erschöpft — dann ruft er vielleicht den Namen seines Propheten Mahomed aus, und verhaucht sein Leben mit dem Troste, daß er sich doch gerächt habe.“

„Welch einen Kontrast mit diesem Charakter macht jener Sklave, der dort seinem Herrn folgt. Seine Europäische Gesichtsbildung, seine schlanke aber wohlgebildete Gestalt, sein milder argloser Blick, sein schwarzes, krauses, aber nicht wolliges Haar, zeigen den harmlosen Eingebornen von der Küste Malabar an. In jeder Hinsicht ist er der beste unter allen Haussklaven. Ohne die Trägheit oder Dummheit des Mozambiquers und den Scharfsinn des Malaien, bildet er zwischen beiden eine treffliche Mittelklasse. Einsichtsvoller, fleißiger und thätiger als der erste, gelehriger und zuthätiger als der andere, verbindet er Lebhaftigkeit und Ausdauer, Gelehrigkeit mit einnehmendem Betragen. Heftigen Widerstand hast du von ihm nicht zu erwarten. Während der Neger von Mozambique unter den Schlägen oft hartnäckig und verstockt wird, während der Malaie die Stirne runzelt, und seinen Dolch vorbereitend schärft, windet sich der Malabar unter den Schlägen, und sucht sie durch Thränen und Bitten von sich abzuhalten. Nie wird er wegen Verbrechen einer abscheulichen Art vor Gericht gebracht, nie befleckt er seine schwachen Hände mit Blut, und wird durch eine falsche Anklage, oder weil er zu einem Betrug verleitet ward, einer von seiner Klasse zum Tode verurtheilt; so schaudert er zurück, und wendet sein Auge von dem Richtplatze weg. Laut schreit er auf, so lange der Schlag droht und noch nicht geschehen ist, und bittet mit Thränen und Schluchzen um Erbarmen, bis sein Leben und seine Leiden geendigt sind.

„Hinweg aber von den blutigen Scenen und dem

Richtplatze mit seinen Galgen und Rädern; sieh, dort eilt ein leichter Wagen auf uns zu, von vierzehn bis sechszehn Ochsen gezogen, welche ein Hottentott leitet, der vor ihnen herläuft. Sieh nur, mit welcher Geschicklichkeit der Herr, der vorn auf dem Wagen sitzt, und mit seiner langen Peitsche knallt, das Ganze regiert! Der Hottentott hat, wie du siehst, nichts auf dem Leibe, was wir in England Kleidungsstücke nennen. Um den Hals hat er ein ungegärbtes Schaffell gebunden, das er hinten wie einen Mantel herunter hängen läßt. Bei jeder Bewegung seines Körpers fliegt es zurück, und man sieht seine lohfarbige Haut, seine hagere Gestalt, und seine kleinen aber thätigen Glieder. Vornen hängt ein kleiner Beutel, den er mit ledernen Riemen um seine Lenden befestigt hat. Sonst hat er nicht das allermindeste an; ohne Hut, ohne Schuhe leitet er seine Ochsen bei Wind, Regen und Sonnenschein über Steine und heiße Sandwege. Bisweilen hat er ein Paar Sandalen von ungegärbtem Leder an, welche er um die Knöchel befestigt hat, und bisweilen schützt auch ein alter zerlumpter Hut sein Haupt gegen Sonne und Regen; allein keins von beiden ist allgemeiner Gebrauch, und der, welcher uns hier begegnete, kann im Ganzen als Beispiel für alle gelten. Wahr ists, er hat nicht den Namen eines Sklaven, allein sein Zustand ist darum nicht angenehmer. Nach den Gesetzen der Kolonie soll er bloß fünf und zwanzig Jahre dienen, und nach deren Verlauf frei seyn; allein das heißt mit anderen Worten: sein Herr genießt fünf und zwanzig Jahre lang seiner Dienste und der besten Kräfte seines Lebens und schickt

ihn dann fort, um ihn sein Brod anderswo suchen zu lassen.

Dies sind die vier Hauptarten von Sklaven auf dem Kap: Malaien, Mozambiquer, Malabaren und eingeborne Koloniesklaven. Du darfst jedoch nicht denken, daß diese vier Arten sich beständig unvermischt erhielten. Sie vermischen sich häufig mit einander, und mancher Sklave kann sich auch eines Europäischen Vaters rühmen. Daher entspringt eine so große Mannichfaltigkeit in den Gesichtszügen und Farbenschattirungen, wie man sie vielleicht nirgends auf der Erde weiter findet. Gelb, Gagatschwarz, Weiß und Kupferfarbe werden zusammen in eine Masse geknätet. Jedes Gesicht, das einem aufstößt, hat eine andere Farbe als das vorige, und das Auge ergötzt sich fortwährend an dem sonderbaren und unaufhörlichen Wechsel.

„Die verschiedenen Frauenzimmer behalten bei ihren weiblichen Beschäftigungen ebenfalls etwas von dem Charakter ihrer Nation. Die Malaiin besorgt das Hauswesen, legt über alles Rechnung ab, ordnet Wäsche und Kleider in die Schränke, und hat alle Schlüssel. Hat sie ihre Arbeit geendigt, so wickelt sie ihr langes schwarzes Haar oben auf dem Scheitel zusammen, befestigt es mit einer silbernen Nadel, und setzt sich dann zu den Füßen ihrer Gebieterin, um zu stricken."

„Die Malabarin, sanft und gefällig wie sie ist, wird, wie ihr Mann, nur mit allerhand leichteren

Hausarbeiten beschäftigt. Kein Schlag braucht sie zur Arbeit aufzufordern; eine Drohung schon schröckt sie, und sie verdoppelt ihre Thätigkeit. Sie treibt sich selbst, ist aufmerksam auf die Vortheile der Familie, reinigt und ordnet das Hausgeräthe. Hat sie Abends ihre Kinder geküßt und schlafen gelegt, so nimmt sie ihr Strickzeug und setzt sich zu ihren Mitsklavinnen."

„Die Sklavin von Mozambique, insgemein stärker als die übrigen, und dabei ziemlich arbeitsam und verständig, wird zu allerhand schweren Arbeiten gebraucht, oft indeß auch zu leichteren. Bisweilen sieht man sie, auf Befehl ihrer Herrschaft große Bündel Leinenzeuch auf dem Kopfe tragen, um dieselben in dem von dem Tafelberge herabfließenden Bache zu waschen. Bisweilen säugen sie auch die Kinder der Familie und gelangen zu Ehren. Bei jeder dieser Beschäftigungen aber sind sie, gleich ihren Männern, geduldig, und thun pünktlich was ihnen aufgetragen ward, aber auch nicht mehr. Erfreuet durch Lob, sind sie doch nicht ängstlich bemüht, dasselbe zu erhalten, denn ihr Hauptwunsch geht mehr darauf, ihre Arbeiten geendigt, als gut verrichtet zu sehen."

„Die Hottentottin begnügt sich selbst mit der niedrigsten Klasse, und es ist wirklich ein seltner Fall, sie bei Familien in der Kapstadt in Diensten zu sehen. Vorzüglich, ja beinahe ganz allein findet man sie in den Häusern der Pächter unfern der Kapstadt. Der Charakter der Hottentotten, beides der Männer und der

Frauen, soll unter allen im Ganzen am wenigsten einnehmend seyn. Sie machen sich weder so nützlich als die Malaien, noch besitzen sie das einnehmende Wesen der Sklavinnen aus Malabar oder Mozambique. Sie arbeiten nur bei unbedingter Nothwendigkeit, und würden in die größte Indolenz versinken, wenn sie nicht unaufhörlich zur Thätigkeit angetrieben würden. Nach einem vieljährigen Aufenthalte bei einer Familie, wo sie gütig behandelt wurden, verlassen sie dieselbe mit der größten Gleichgültigkeit; und in Wahrheit, Karl, ich kenne so manches Beispiel von kalter Undankbarkeit unter dieser Nation, daß der ihr gemachte Vorwurf des Undanks eben nicht ganz ungegründet scheint.*) Indeß, da ich doch auch wieder so manches Beispiel vom Gegentheil unter ihnen gesehen habe; so laß über ihren Charakter lieber einmal eine eigne Untersuchung anstellen.

Hiermit beschloß ich meine geforderte Rede über die Sklaven; es war schon zwei Uhr, und wir giengen nun nach Hause um zusammen zu speisen.

*) Andere Reisebeschreiber lassen den gutmüthigen Hottentotten mehr Gerechtigkeit wiederfahren, ob sie gleich ihre pflegmatische Gleichgültigkeit nicht mit Stillschweigen übergehen. d. H.

Vierter Abschnitt.

Spaziergang um den Löwenberg.

Hinc atque hinc vastae rupes, geminique minantur
In coelum scopuli.

(Virgil.

Wir hatten eine Wanderung nach dem Löwenberge beschlossen, und traten sie eine halbe Stunde vor Sonnenuntergange an, auf einem Wege, der zwischen dem Löwenkopfe und dem westlichen Ende des Tafelberges hinführt. Die Häuser und Gärten, welche sich in einer geraden Linie bis an den Fuß der umgebenden Berge erstrecken, ergötzten uns bis wir das letzte Haus hinter uns hatten, und in eine Art von breiter Höhle hinabstiegen, welche zwischen den beiden Hügeln befindlich ist. In der Mitte dieses Thales rinnt ein schmaler Strom, wo wir erst unsern Durst stillten, und dann den Bergrücken erklimmten, welcher den Löwenkopf mit dem Tafelberge verbindet. Dieser Rücken besteht aus einer Art Sandstein in welchen die von den Bergen niederfließenden Ströme lange und schmale Spalten gerissen hatten, etwa sechs bis acht Fuß tief und zwei oder drei breit, wodurch wir in unserer Wanderung nicht wenig beschwert wurden. Da wir völlig in dem Schatten des Löwenkopfes waren, und die Sonne eben niedersank, so beschleunigten wir unsere Schritte und erreichten eben die höchste Spitze zur rechten Zeit,

um den oberen Theil der Sonnenscheibe über der Fläche des Wassers zu erblicken.

In dieser Gegend ist nach einem schwülen Sommertage, die liebliche Kühle der Luft, die gewöhnlich gleich nach Sonnenuntergang eintritt, äußerst angenehm; ein Seelüftchen wehte uns mild ins Gesicht, und ergoß Frische und Erquickung über uns. Zu unserer Rechten war der hohe Absturz des Löwenkopfes, und zur Linken das westliche Ende des Tafelberges, welcher hier abgebrochen endigt; zu unsern Füßen lag das schmale ebene Thal der Campsbai, von einer Seite durch hohe und rauhe, in einer südöstlichen Richtung streichende Berge, und von der anderen durch die See begränzt, die sich vor uns ausbreitete, so weit das Auge reichte. Die westliche Hemisphäre schien im Feuer zu glühen, und an unserm Plätzchen war alles schattig, die Luft kühl und erfrischend, und wir hielten einige Minuten, um die Aussicht zu genießen, und uns auf den weiteren Weg vorzubereiten.

Auf unserm Wege waren wir noch nicht weit gekommen, als wir schon wieder hielten, um eine weite Kluft zu untersuchen und zu bewundern, welche in das Herz des Löwenberges gehauen zu seyn und die Geheimnisse seiner inneren Struktur zu verrathen schien. Karln schien es eine feste Steinmasse, die durch irgend eine längst vergangene Erschütterung der Natur abgesondert, und deren rauhe Außenseite durch den Einfluß der Zeit geebnet worden; ich hingegen war geneigter, die Bil-

dung dieser Kluft dem bloßen Einflusse der starken Winterregen zuzuschreiben. Darüber stritten wir, als unsere Augen auf eine Lage von schwarzem Erdreich mit Seemuscheln untermischt fielen, jetzt ferne von der Fläche der See, und nun verloren wir uns in Muthmaaßungen über die entferntesten Epochen der Zeit und Natur.

Während der Zeit hatten wir eine beträchtliche Strecke auf der Straße zurückgelegt, welche um den Löwenkopf führt. Diese Straße, welche die Engländer zur Seite des Berges ausgehauen haben, hat auf der Rechten das Gebirge zur Gränze, ist aber gegen die See hin frei und unbeschützt, und man blickt auf das Meer, wie von einem ungeheuern künstlichen Walle; denn so steil auch die Seiten sind, so sind sie doch jetzt regelmäßig abgedachet. Große Steinmassen liegen auf und neben der Straße, wovon einige nach ihrer Lage jeden Augenblick zu stürzen, und in die See zu rollen drohen. Diese Massen scheinen meist aus Kies oder kleinen Steinen zu bestehen, die zusammen gekittet, und offenbar von dem oberen Theile des Berges herabgefallen sind; der Kern jedoch scheint aus einem festen Gesteine zu bestehen. Um die ursprüngliche Kahlheit dieser rauhen Scene zu bedecken, hat die Natur hier mit verschwenderischer Hand wilde Blumen und Gesträuche von dem angenehmsten Geruche und Ansehen verstreut. In jeder Kluft wo nur einige Wassertropfen eindringen, erhebt die Lilie ihr schneeweißes Haupt, und bildet mit den düstern Seiten des Gebirges einen starken Kontrast. Storchschnabel (Geranium), Myrthen, und eine große Menge anderer duftender Pflanzen

wachsen hier wild und sehr zahlreich, und die Luft verbreitet weit umher ihre Wohlgerüche. Kommt zu diesem allen noch die Stille und Kühle des Abends, das Murmeln der Gewässer, die zu unsern Füßen sich an den Felsen brechen, der aufsteigende Mond, der Reiz der Freundschaft, und die Spannung des Gefühls, wenn der Geist sich in die Vergangenheit oder Zukunft verliert; was Wunder, daß die Scene und der Augenblick uns entzückten!

Mein Freund und ich wandelten wohlgemuth dahin, bis wir den eigentlich sogenannten Kopf erreichten. Da standen wir, und blickten nieder auf ein kleines, dicht an der Küste erbautes Haus, das Societätshaus genannt. Das Land macht hier einen kleinen Vorsprung in die See hinaus, und bildet eine Felsenwand gegen die Wut des südlichen Oceans, der sich mit ungeheurem Ungestüm an dieser Küste bricht. Der Wind, der aus Westen zu wehen anfieng, empörte diese große Wassermasse mit wachsender Heftigkeit, er wälzte ungeheure Wogen auf das Ufer, welche, so wie sie dem Lande nahten, alle ihre Kräfte zu sammeln schienen, bis sie, zu einer erstaunlichen Höhe getrieben, sich auf der Spitze zu kräuseln anfiengen, und nun sogleich mit einem donnerähnlichen Getöse und einer Gewalt, daß der Boden erbebte, niedersanken. Das Zittern des Wassers im Mondlichte, so wie dieser über die Felsen aufstieg, gewährte ein glänzendes Schauspiel, indessen die am westlichen Himmel aufziehenden dunkeln Wolken über die entfernteren Theile des Meers Finsterniß verbreiteten. Das Ge-

mälde der Landschaft war groß und ergreifend, und wir genossen es ganz, während wir den Berg herabstiegen und endlich die, zwischen dem Löwenhügel und dem Meere gelegene Ebene erreichten. Längs dem kühnen Felsenufer hin brachen sich die Wellen mit einem schimmernden Glanze und einem seltsamen Getöse, daß Auge und Ohr zugleich davon ergötzt ward. Schweigend wandelten wir, bis wir den flachen Grund der grünen Spitze erreichten, wo uns der Weg um eine verlassene Batterie führte, ursprünglich zur Vertheidigung einer schmalen Bucht oder Einfahrt errichtet, welche sie beherrscht. Diese Spitze welche dem Landen der Boote so ungemein günstig ist, wird von den Engländern fast ganz vernachlässigt; einige in den Sand eingesenkte Anker, welche vielleicht den Booten hinderlich seyn sollen, und etliche Fußeisen gegen die Reuterei, das ist alles, was zu ihrer Vertheidigung da ist. Bei niedrigem Wasser reichen die Felsen eine Strecke in die See hinaus, und dann sieht man Sonntags eine Menge Sklaven beschäftigt, einen kleinen sehr schmackhaften Fisch, Klippfisch *) genannt, mit Angel und Netz, oder in Körben fangen, welche letzten sie mit einer Lockspeise auf dem Boden in das Wasser hinablassen, und einen nach dem andern an einer langen, mit einem Haken versehenen Stange heraufziehen. Wir folgten dem Bogen des gerissenen Grundes, und kamen wieder auf die Landstraße, auf welcher wir nach der Stadt zugiengen. Zu unserer Linken lagen die Batterien, die längs dem Ufer zur Vertheidigung des

*) Blennius capensis. D. H.

Eingangs der Bai errichtet sind. Die Amsterdamer-Batterie ist unter diesen die vorzüglichste, groß, an den Enden gut mit Steinen besetzt, und ursprünglich zur Abfeurung von zwei Reihen Kanonen mit Schießlöchern versehen, welche jetzt in Fenster verwandelt sind um die Gefängnisse darunter zu lüften. Die Roggenbai-Batterie ist von Fischerhäusern umgeben. An der Stadtecke und der anderen Seite der Amsterdamer liegt die Charonne-Batterie, deren Brustwehren auf einen Felsen erbaut sind, und von den Wellen angespült werden. Dicht unter dieser Batterie befindet sich ein ziemlich tiefes Loch, wo das Wasser beständig still ist, der gewöhnliche Badeplatz der Engländer bei heißem Wetter. Diese Batterien sind alle im Rücken offen; ein grosser Fehler, da der Feind nur das Geschütz der ersten, wo er landen will, zum Schweigen bringen darf, und dann, weil sie sich nicht lange vertheidigen können, den Rest leicht nehmen kann, denn eine einzelne Batterie von zwei Kanonen, und eine Art von Blockhaus, mit einem Wall umgeben ist alles, was zur Vertheidigung der Ebene da ist. Dazu liegt die Batterie noch zu hoch, als daß sie ihrem Zweck wirklich entsprechen könnte.

Während ich meinem Freunde diese Beschreibung von den Batterien gab, die ihn nicht sehr zu interessiren schien, unterbrach er mich sehr ernst mit der Frage, was für kleine Steine das dort seyen, einige schwarz, andere weiß, die vom Mondlicht beschienen wurden, und nicht von ungefähr da zu stehen schienen. „Tritt leise, mein Freund, — sagte ich, — tritt leise, —

wir nahen uns einer Stelle, die dem Schweigen und der tiefen Ruhe geweiht ist. Jene schwarzen und weissen Steine sind Denkzeichen Verstorbener, — und vernachlässigter Verstorbener. Dort ist der Begräbnißplatz der Sklaven."

Mein Freund erwiederte nicht ein Wort, wir beschleunigten unsere Schritte. Bald erreichten wir den hügelvollen Ort; ein schmerzliches Schweigen herrschte um uns her. Die Wellen der Tafelbai plätscherten nur sanft an die Ufer, der Mond war in Wolken verhüllt, und wir standen wie eingewurzelt, in tiefen Betrachtungen, als wir in einiger Entfernung seufzen hörten; wir wendeten uns, und sahen die gebeugte Gestalt eines Weibes an einem neugeschlossenen Grabe sitzen. Es ist unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den diese Scene auf uns machte.

Sie saß zur Seite des Grabes, den Kopf auf ihre Knie gestützt. Als sie unsere Tritte hörte, und merkte daß wir verwundert sie anblickten, so erstickte sie ihre Seufzer, hob den Kopf in die Höhe, und wollte sich das Ansehen geben, als zerstieße sie gleichgültig die kleinen Erdschollen: dann aber erwachte der Gedanke wieder in ihr an das, was unter diesen Schollen lag, und sie wandte sich auf Augenblicke seitwärts, um zu weinen. Ihr langes schwarzes Haar war nicht nach der Sitte der Sklavinnen auf dem Kap, zierlich auf dem Kopfe zusammengerollt, sondern fiel in Unordnung über ihre Schultern herab; ihre Kleidung war nach-

lässig, ihre Gestalt schlank und zierlich, und sie selbst wurde, durch den Gedanken an ihren Schmerz und ihre Unterdrückung, doppelt interessant, denn sie war ein Weib und unglücklich, und Sklavin. Als wir beim Weggehen noch einmal nach ihr zurück blickten, hieng ihr Kopf wieder zwischen den Knieen, und in dieser Stellung blieb sie, bis wir sie aus dem Gesichte verloren.

Der Begräbnißplatz der Sklaven ist dicht an der Straße und ganz offen; neben demselben näher bei der Stadt, haben Privatpersonen Begräbnißplätze, die mit Mauern umgeben sind. Von öffentlichen Gebäuden bietet sich, wenn man der Stadt von dieser Seite naht, dem Auge nur die beim Eingange der Stadt stehende Lutherische Kirche dar. Wir giengen zur Strandstraße hinein, welche mit dem Tafelberge fast parallel läuft, und gerade auf das Kastell zuführt. Ehe wir uns trennten, wurde noch beschlossen, vor Tagesanbruch den Tafelberg zu besteigen, theils um das prächtige Schauspiel des Sonnenaufgangs von demselben zu genießen, theils weil die Hitze des Tages das Erklimmen desselben zu lästig macht.

Fünfter Abschnitt.

Der Tafelberg. *)

Jamque ascendebant collem, qui plurimus urbi
Imminet, adversasque aspectat desuper arces.

Virgil.

Ich habe eine weite Umsicht von einem hohen Gebirge genossen; zu meinen Füßen habe ich die Erde, und das Meer, und die Wolken gesehen; ich habe gesehen, wie das bleiche Licht des Mondes schwand in den brennenden Strahlen einer majestätischen Feuerkugel, die im Osten aufstieg, und ihr Licht über die Welt ergoß; das alles hab' ich gesehen! Hätt' ich aber nichts gesehen, als Erde und See und Wolken, des Mondes erlöschendes und der Sonne strahlendes Licht: warum sollte ich mich nicht mit Vergnügen daran erinnern? Warum hätte ich mich nicht sollen niederwerfen vor dem großen Wesen, und schweigend seine Weisheit und seine Macht anbeten? — Das Gefühl war es von einem Wesen voll unendlicher Weisheit, das ich die Welten um mich bewegen sah, welches mein Herz ergriff, und noch jetzt mir in der Erinnerung wohl thut. Ich betrachtete die erhabenen Berge, deren wolkenbedeckte Gipfel mich näher dem Himmel brachten, und da staunte ich seine Macht

*) Man vergleiche damit die kleinen Reisen, im XIV. Bande von Ehrmann's Geschichte der Reisen, S. 436 u. f.

an; von ihren höchsten Spitzen sah ich Auen voll Blumen ausgebreitet, und den grünen Mantel der Natur, und da bewegte mich der Gedanke an seine Güte, und tausend und tausend Gegenstände forderten mich zur Dankbarkeit und Verehrung gegen ihn auf. Leser! Du hast ein Herz für solche Gefühle, und so begleite mich denn auf den Tafelberg.

Nach vier Stunden gesunden Schlafes erwachte ich; die Glocke schlug zwei, und der Mond schien hell. Als ich mich ankleidete, meldete sich auch Karl schon vor dem Hause. Wir brachen auf, und nahmen unsern Weg aufwärts durch die Stadt, wo noch alles in tiefem Schlafe begraben lag. Als wir vor der Stadt waren, sagte ich meinem Freunde, daß auch ich zum erstenmale den Tafelberg besteige, und mithin den kürzesten Weg zur Spitze nicht genau wisse. Während des Berathschlagens darüber sahen wir zu unserer Linken einen ziemlich breiten Bach, welcher nach der Mitte des Gebirges zu führen schien, und da wir überdies zur Rechten eine lange weiße Gartenmauer hatten, so beschlossen wir dem Laufe des Baches zu folgen, und nachher wies es sich aus, daß wir dem besten Führer gefolgt waren. Da der Mond sehr helle schien, so richteten wir uns nicht genau nach den Windungen des Baches, sondern machten bisweilen von einem Winkel seiner Krümmungen bis zum andern eine kleine Abweichung. So gelangten wir nach manchem Hin- und Herzuge, wozu uns große, in unserm Wege liegende Felsenstücke nöthigten, und nachdem wir über Stock und Stein geklettert waren zu dem letzten

Hause in dieser Gegend vor der Stadt. Hier war des Wassers in dem Bache so viel gesammelt, daß es ein Mühlrad treiben konnte, welches indessen jetzt, wie die Hausbewohner selbst rastete. Wir hörten nichts, als unsere eigenen Stimmen und Fußtritte, bis wir einen schmalen Hügel erreichten, auf welchem ein weißer Grabstein stand, wo der große Haushund auf uns zu sprang, und fortbellte, bis wir ihm aus dem Gesichte waren.

Eine Strecke weiter fanden wir, daß unser Weg uns in den Bach führte, dessen Rand jetzt hoch und steil wurde, wodurch wir uns genöthiget sahen, längs seiner Krümme hinzugehen, wo wir nicht selten über Wurzeln und Gesträuche stolperten. Indem wir so im Schatten der Büsche und Felsen herum tappten und krochen, kamen wir um eine Ecke, die ein schwarzer vorstehender Felsen machte, und hatten einen schönen Anblick. Der Felsen stieg ziemlich steil vor uns auf, und da das vom Hügel herabfließende Wasser den Weg über ihn hinnahm, so war er ganz kahl gewaschen. Ueber diese glatte Steinfläche, die vom Boden bis zur Spitze fast 50 Fuß Länge hatte, breitete sich der Bach von selbst in eine breite, dünne Wasserfläche aus, die bei dem Mondlicht wie Silber schimmerte, und mit einem gurgelnden Geräusche in eine tiefe Höhle unten am Boden stürzte. Dies eintönige melancholische Geräusch, das ununterbrochen schnelle Hingleiten, zusammen mit der tiefen feierlichen Stille rings um uns her, bewog uns, einige Minuten hier zu verweilen, und von dem frischen klaren Wasser zu trinken. So erfrischt, klimmten wir an seinem steini-

gen Bette, etliche Fuß von der Quelle aufwärts, und erreichten bald den Ort, wo er ebener zu fließen anfieng, und wieder in Ufer beschränkt war. Hier stiegen wir über zwei oder drei große Steine, und da der Weg jeden Augenblick steiler wurde, giengen wir allgemach langsamer. Und nun war nichts mehr in unserm Wege, als große Steine und Erdstücke, welche zu verschiedenen und in fernen Zeiten von der zerstörenden Hand der Zeit losgebrochen und herabgerollt waren, und nun nach allen Richtungen hin auf dem Boden und an dem Abhang zerstreut umher lagen. Jedoch wir stiegen schweigend troz aller Hindernisse immer fort, hatten aber kaum die Hälfte des Berges erreicht, als Karl hielt, und keuchend ausrief: Pest über den Tafelberg! Wer hätte gedacht, daß es so schwer sey, auf seinen Gipfel zu kommen! — „Wir sind — sagte ich lachend — noch nicht den halben Weg; laß uns ein wenig rasten, und dann sehen, wie's weiter geht.“ Wir setzten uns auf einen großen Stein, wo uns zur Linken unser Auge nieder auf eine tiefe Schlucht fiel, aus welcher das Wasser entspringt, das in die Stadt läuft. Da der Mond eben untergieng, so war der Grund darin völlig dunkel, wir hörten aber das Wasser rauschen, und etwas tiefer, ausserhalb des Schattens der steilen Seiten der Schlucht floß der Strom wie ein breiter Silberstreif hervor, und machte, wie er so zwischen den düstern Wänden hinrann, einen eignen Eindruck. Jetzt kehrten wir auch das Auge aufwärts, und konnten so eben beim Mondlicht deutlich die Kluft in der Mitte des Berges, die man das Thor des Tafelberges nennt, unterscheiden. Sie ist der

einzige Weg, auf dem man von dieser Seite die Spitze ersteigen kann. Der Anblick derselben verdoppelte unsere Kräfte. „Komm! — rief Karl aufspringend, — nun bin ich bereit! hussa! zum Gipfel!" Lächelnd folgte ich ihm, und wir stiegen nun so schnell fort, als Felsen und Steine es nur erlauben wollten.

Es hat ziemlich lange gedauert, bis wir die Hälfte des Berges erreichten: unterstützt uns aber jetzt der Leser mit seiner Einbildungskraft, so wird die andere Hälfte desto schneller zurückgelegt seyn. Der Weg geht über Felsenstücke, Gesträuche und langes dürres Gras. Eingeschlossen in den einwärtsgehenden Winkel eines majestätischen Gebirges, welches wie eine feste Granitmauer zu unsern Seiten aufstieg, fanden wir von den fleißigen Werkmeistern der Zeit, Wind und Regen, finstre Höhlen, starke Säulen, lange Pfeiler, leichte schlanke Bogen ausgegraben, und das alles mit phantastischem Bildwerk der Gothischen Architektur verziert und verbunden. Wir gehen weiter, geplagt vom Durst. Da erblicken wir ein kleines Becken von etwa zwei Fuß im Durchmesser in einem großen Stein, worein das Wasser von den Seiten des kalten Felsen niederrann. Ein Stück Brod hatte Karl zum Glück auch in der Tasche, und so hielten wir ein herrliches Frühstück. Erquickt dadurch verlor der Weg alle seine Rauhigkeit, munter wanderten wir fort, einander über die Steine helfend, und hatten in etwa zwanzig Minuten die Spitze des Berges erreicht.

Nicht wenig erstaunt waren wir, den Gipfel, der von unten sanft und eben erscheint, durch tiefe Höhlen und rauhe Felsen unterbrochen zu finden, deren kahle Spitzen fast unaufhörlich rauhen Winden und Regen bloß gestellt, in eine endlose Mannichfaltigkeit phantastischer Gestalten auslaufen. Jetzt indeß war alles ruhig, wir erstiegen die höchste Spitze, und bewunderten die feierliche Größe der Scene, die vor uns lag.

Am östlichen Horizonte schimmerte ein reines weißes Licht, welches die dunkeln Hügel von Hottentotten-Holland zu durchbrechen schien, und sich nach allen Seiten ausbreitete. Der bleiche Mond schien mehr und mehr zu verschwinden, und ward immer schwächer und schwächer. Die Wolken im Westen schimmerten noch, die im Zenith aber und ostwärts theilten das Schicksal der Königin der Nacht, und verloren sich allmählig in den milden Glanz des jungen Tages. Das Licht gewann den Zenith, und färbte ihn mit einem blassen Blau. Die dunkeln Gebirge von Hottentotten-Holland, deren phantastische Umrisse wir jetzt klar unterscheiden konnten, begränzten die Aussicht in Osten, nach Westen aber breitete unter unsern Füßen die See ihr ungeheueres Wassergebiet aus. Darüber schwebten noch die Nebel der Nacht, die sich in große Wolken sammelten, und an der äußersten Gränze im Westen zu verschwinden schienen. Immer noch niederblickend wendeten wir unser Auge nordwärts, da lag unter uns die Stadt mit ihren Gärten, Terrassen und weißen flachbedachten Häusern; die Tafelbai, mit ihrer sanften, auch von

dem leisesten Lüftchen nicht bewegten Wasserfläche, in ihrem Busen eine Menge Schiffe aller Nationen, die friedlich neben einander vor Anker legten. Auf der entgegengesetzten Seite der Bai stellten sich etwas landeinwärts hohe Berge mit ihren schneebedeckten Gipfeln dar, und indem wir uns langsam herumdrehten, beobachteten wir nach einander noch einmal die dunkeln Gebirge von Hottentotten-Holland, den flachen Sandraum zwischen der Tafel- und Falschenbai, welche sich auswärts den Indischen Ocean öffnet; die gebirgige südöstliche Halbinsel Afrika's, auf deren höchster Spitze wir zu stehen schienen. Sie geht von Nordwest nach Südost, und stellt einen mit Gebirgen, Verflächungen und Klüften abwechselnden Schauplatz dar. Hinter ihr erschien der Indische Ocean, jetzt von den Morgenstrahlen sanft erleuchtet, und nun wieder rundum nichts als Meer und Meer, bis das Auge wieder zu den Löwenbergen, der Stadt mit ihren weißen Häusern, der Tafelbai mit ihrer Menge von Schiffen kam. Etwas weiter hin von dieser lag die Robbeninsel in der Mündung der Bai.

Jetzt nur noch einzelne Züge zu der Skizze! Der Adler stieg aus seinem Felsenneste, schwebte um unsere Köpfe, und verlor sich endlich aus unserem Gesichte. Der Bussard schwebte mit ausgestreckten Flügeln in der mittlern Luft, und steuerte auf seine Beute zu. Das schwache Geräusch des Wassers, das sich an der Felsenküste brach, und in unserer Höhe kaum gehört ward; die erfrischende Kühlung der Morgenlüfte; und endlich

zwei junge Freunde auf der Spitze eines kühngethürmten Felsens stehend, der den Mittelpunkt dieses großen Zirkels macht, umgeben von so viel Pracht, und mit Herzen, fähig dieselbe zu fühlen!

Ohne Zweifel trugen auch die moralischen Ansichten, auf welche die verschiedenen Gegenden der Umsicht leiteten, nicht wenig zur Vermehrung der Theilnahme an derselben bei. Unser Geist schwang sich auf die höchsten Gipfel von Hottentotten-Holland, und entdeckte von diesen aus mit Erstaunen im Innersten von Afrika Horden noch unentdeckter und unbeschriebener Wilden, die sich vor dem Lichte des neugebornen Tages niederwarfen. Hinter den Wellen des Indischen Oceans erblickten wir Asiens Nationen mit ihren Pagoden, ihren weißgekleideten Braminen, ihren sanften Sitten und ihrem alten Aberglauben. In dem fernen Busen des südlichen Oceans gewahrten wir Gruppen von friedlichen Inseln, von Korallenriffen beschützt, an denen sich die Wellen sanft brechen, während die freundlichen Einwohner unter dem Schatten ihrer Kokosbäume in sanften Schlummer sinken. Mit schnellem Gedanken durchflogen wir die Küsten von Brasilien und dem Spanischen Amerika, gedüngt mit dem Blute der Unschuld. In das Wogengeräusch an der Küste tönte der Schlag von des Zuchtmeisters Peitsche, der Schrei des armen Indianers, der Schlag seines Hammers, wenn er nach Golde suchen muß. An den Ufern der majestätischen Flüsse und Seen, und mitten in den Wäldern der westlichen Welt, sahen wir mit verzeihlichem Stolze, Englische Gesetze und Einrichtungen, Englands

Sitten und Männer, fest eingewurzelt, und gefielen uns selbst in dem Gedanken, daß unsere Sprache dereinst die verbreitetste auf dem Erdboden seyn dürfte. (!) Jetzt wieder nordwärts kehrend, verloren wir uns in den zahlreichen Städten, den schönen Künsten und der herrschenden Polizei des erleucheten Europa. Das Auge nach unserm väterlichen Eiland gerichtet, vergaßen wir eine Zeitlang alle Gedanken an Größe und Hoheit, und wurden weich bei der Erinnerung an die Zeiten, wo wir noch mit ihm vereinigt waren.

Mit so gerührten Herzen, umgeben von so viel Reiz und Pracht, saßen wir schweigend in Bewunderung und Dankbarkeit versenkt. Als aber nun die Natur sich mehr zu beleben anfieng, und aus jedem Busche und jeder Felsenkluft ein Morgenhymnus gen Himmel tönte — und als endlich die Sonne in wolkenloser Majestät über die Spitze der höchsten östlichen Hügel empor stieg; da ergriff Karl in einem Moment der Begeisterung meine Hand, und streckte die andere gen Himmel. In dieser wilden Einsamkeit rief er Gott! aus, und die Felsen hallten den heiligen Namen wieder.

Sie ist von dir, o du, des Guten Vater,
Von dir ist dieser Werke hohe Pracht!
Allmächtiger! dein ist der große Bau,
Die wundervolle Schönheit dein! du selbst,
Wie wundervoll bist du! du selbst!
O Unaussprechlicher!
Unsichtbar uns, ist über diesen Himmeln dein Sitz!

Nur dunkel erblicken wir
In deinen kleinsten Werken dich;
Und doch verkündigen auch diese deine Güte
Und Gottes Macht!

Die ganze Natur schien einzustimmen in diese Morgenhymne unsers großen Dichters. Die Lerche stieg auf, und trug in ihrem Lied und ihren Schwingen seinen Preis. Der wilde Rehbock sprang von Klippe zu Klippe, und zahllose Schaaren schöngeschwingter Insekten schwirrten und summten von Busch zu Busch. So wurde die Gegend des tiefen Schweigens rings voll Leben, und alles schien von einem neuen Leben beseelt, und verkündigte in zehntausend Sprachen den Ruhm des Urhebers der Natur.

Da wir lange genug unser Auge an der Größe dieser Scene geweidet hatten, arbeiteten wir die Anfangsbuchstaben unserer Namen in den Felsen und stiegen herab. Eine Stunde lang giengen wir, uns immer nach einigen Merkzeichen richtend, welche zu der Thür des Berges zurückführen, da es mehrere Beispiele von Kolonisten selbst giebt, die auf dem Gipfel waren, und von plötzlichen Nebeln und Wolken eingehüllt, zwei Tage lang nicht im Stande waren den Weg zu finden. Wir hatten auch viel von entlaufenen Sklaven gehört, die in den Höhlen und Klüften des Berges leben sollen, sahen aber keine, nicht einmal Spuren von ihnen, außer einem kleinen erloschenen Feuer, und einigen gerösteten Indiaschen Waizenkörnern, die um dasselbe verstreut lagen.

Jetzt, da die Sonne bereits länger als eine Stunde geschienen hatte, fieng es an warm zu werden, und wir beschleunigten unser Herabsteigen, welches wir noch beschwerlicher als das Heraufsteigen fanden, denn es erforderte eine größere Behutsamkeit, um das Stoßen der Steine und das Abgleiten zu vermeiden. Nicht wenig ermüdet kamen wir um neun Uhr mit ziemlich dünn gewordenen Schuhen wieder nach Hause.

Außer der Umsicht, deren man von dem Gipfel des Tafelberges genießt, bietet der Berg selbst eine große Ansicht dar. Es ist ungemein ergötzend, an einem Sommermorgen den Strahl der aufgehenden Sonne erst auf den höchsten Spitzen, und dann nach und nach das ganze Gebirg von demselben erleuchtet zu sehen. Dann die Dünste die sich an seinem Ende sammeln, in langen Gewinden niederhängen oder in die reine Atmosphäre hinaus ziehen. Zu andern Zeiten rollen dunkle Wolken über seinen Gipfel, Wind und Stürme mit sich tragend. Im Winter sind die abhängigen Theile des Gebirgs oft weiß von Reif und Schnee, während auf der Spitze alles schwarz und feucht ist. Wendet sich aber der Wind nach Südosten, und die Wolken werden vom Lande zurückgetrieben, so sammeln sie sich an den Gipfeln des Tafel- und Teufelsberges, bevor sie in die See fortgetrieben werden. Man hört ein Getös um die Berge, und die Winde rasen heftig hernieder, aber ohne Regen; und wenn Abends der Mond aufgeht und durch die Wolken scheint, so erscheinen die dunkeln Hügel wie mit Silberkronen bedeckt.

Endlich legen bei lang anhaltendem trockenen Wetter die entlaufenen Sklaven aus Zufall oder Absicht Feuer in den Büschen und dem jungen Anfluge an, der längs dem Berge hinan wächst. Ergötzend ist es, in der Dunkelheit und Stille der Nacht die langen wallenden Feuerlinien zu betrachten, die das ganze Gebirg erleuchten.

Sechster Abschnitt.

Das Reed-Valley oder Rohrthal. *)

Qualibus in tenebris vitae, quantisque periclis
Degitur hoc aevi, quodcunque est.

Lucret.

Karl hatte öfters von dem Reed-Valley (Rohrthale) reden gehört, seine Neugier war rege geworden, und er verlangte, daß unser nächster Gang dahin sey. Gegen Mittag giengen wir aus der Stadt, und folgten der Landstraße auf zwei Meilen aufwärts, dann wendeten wir uns links, und stiegen allmählig herab auf die Sandfläche des Salzflusses. In dessen Nähe hatten wir einen grausenden Anblick. Auf dem Sande war eine Menge von Pfählen und Galgen errichtet, und an diesen hiengen die Ueberreste von etwa einem Dutzend Verbrecher.

*) In der Nähe der Tafelbai.

die zu verschiedenen Zeiten auf dem Kap waren hingerichtet worden. Etliche Enthauptete waren bei den Füßen aufgehangen; andere waren um ein kleines Rad gelegt, auf welchem sie waren gefoltert worden, zwiefach zusammen gebogen und an jeder Seite nieder hängend, während noch andere, durch die Attitude worin sie sich befanden, noch eben in den letzten Verzuckungen der Pein und des herannahenden Todes zu seyn schienen. Schaudernd vor diesem Anblicke eilten wir hinweg, und wurden einer nach dem andern von einem durchwadenden Sklaven durch den Fluß gebracht. Bald fanden wir unsern Gang sehr beschwerlich, denn wir giengen zwischen kleinen Sandhügeln hin, welche die Sonnenhitze in einem hohen Grade zurückwarfen, und der Sandweg ermüdete uns bei jedem Schritte. Das einzige Grün welches das Auge erfrischte, war in der Nähe zweier Windmühlen, welche allen Waizen für die Kapstadt mahlen; ringsumher war nichts als eine unfruchtbare Wüste, mit Reihen von Sandhügeln, hin und wieder mit einem kleinen Flecke voll kurzen bleichen Grases und einem kleinen Teiche voll Salzwasser abwechselnd. Unterhaltung und Freundschaft ersetzten indeß den Mangel äußerer Gegenstände, und liessen uns einen Weg von drei Stunden vollenden, den wir sonst vielleicht nicht würden zurückgelegt haben. Zu unserm großen Verdrusse fanden wir in Reed-Valley nichts, uns von unsern Strapazen zu erholen. Zwei oder drei Hütten mehr als Häuser, worin einige Dragoner lagen, waren die einzigen Wohnungen die wir sahen. Reed-Valley selbst ist nichts als ein flaches Marschland mit Gesträuch und Wasser, von welchem wir kosteten, es

aber troz unsers Durstes vor Salzigkeit nicht trinken konnten. Wir bedauerten unsern Gang herzlich, als eben der Offizier ankam und uns sehr gastfreundlich bei sich einlud. Seine Einladung kam zu gelegen, als sie auszuschlagen, und ein Mittagsmahl mit gutem Kapwein belebte unsre Geister wieder. Um sechs Uhr nahmen wir von unserm Wirthe Abschied, und traten unsern Rückweg an. Da die Sandhügel uns zu sehr beschwerten, wendeten wir uns bald rechts, und gelangten in kurzer Zeit an das Sandufer der Tafelbai, längs dessen wir unsern Weg nach der Stadt hin zu nehmen beschlossen. Es war Zwielicht, bei dessen Schwinden wir unsere Schatten auf dem Sande sahen, und als wir uns umblickten, den Mond, der eben im ersten Viertel stand. Nie hab' ich einen ergötzendern Abend erlebt! Mit welcher Lust sogen wir, nach der Hitze, die wir am Morgen ausgestanden, das kühle Abendlüftchen ein, das von der See her wehte, die Oberfläche des Wassers, das sich kaum in kleinen Wellen zu unsern Füßen brach, sanft kräuselnd. Tiefer in den Abend hinein erblickten wir eine Reihe von Feuern auf der entgegengesetzten Seite der Bai, wo man das Buschholz verbrannte. Weiße Rauchwolken stiegen davon in die Höhe, welche, bei ihrer schwachen Bewegung nach Westen, die Schwäche und Richtung des Windes anzeigten. Die Kühle der Luft, das Murmeln des Wassers, das schöne Gestade zu unsern Füßen, das Mondlicht, alles, alles war im vollkommenen Kontrast mit unserm Morgenspaziergange, und unvermerkt gelangten wir zu der Mündung des Salzflusses, da wir uns selbst noch nicht so nahe glaubten. Wie aber hinüber kommen,

das war die Schwierigkeit. Wir wollten uns schon links wenden, als wir in einiger Entfernung eine Anzahl Sklaven gewahrten, die sehr ämsig Muscheln sammelten, um Kalk daraus zu brennen. Diesen nun riefen wir zu, wurden hier übergebracht, und setzten unsern Weg längs dem Ufer fort, bis wir von Craigs-Thurm, einem kleinen Fort in der Nähe des Ufers, etwa drei (Engl.) Meilen von der Stadt gegenüber waren. Hier hielt Karl plötzlich still, denn er gewahrte zu unserer Rechten ein ziemlich großes, von der See halb bedecktes Wrack, und verlangte zu wissen, zu welchem Schiffe es gehört habe. „Ach mein Freund — erwiederte ich — soll denn dieser Tag mit Anblicken und Erzählungen des Schreckens beginnen und enden? Du verlangst die Erzählung einer der traurigsten Begebenheiten, die sich jemals in dieser Bai ereignet hat.

„Dieses ist der Ueberrest eines Brittischen Sechs und Sechszigers, der Zepter genannt, welches von einem Windstoße Landwärts getrieben und zertrümmert wurde; der größte Theil der Mannschaft kam dabei um, und mancher davon hat neben jenem Wrack sein Grab gefunden. Am verwichenen fünften November war es, daß sich diese traurige Begebenheit ereignete. Früh am Morgen dieses Tages fieng der Wind frisch an aus Nordwesten zu blasen, was in dieser Jahrszeit bis dahin unerhört war. Die See trieb hoch in die Bai. Noch war indeß keine Gefahr bis nach Mittag, wo der Wind und das Schwellen der See fortwährend zunahm, und ein großes Amerikanisches Schiff von Bombai sein Tau

verlor, und unfern des Kastells an das Land trieb. Diesem folgte bald eine Amerikanische Brigg, welche mit zwei oder drei Segeln nach der Küste trieb, mittelst deren sie auf einen guten Sand getrieben wurde, und das Schiff nicht weiter von den Wellen umher geworfen werden konnte.

„Um sechs Uhr gieng ich nach der See, und um diese Zeit fiengen der Zepter und ein Dänischer Vierundsechsziger, nach Ostindien bestimmt, an, die Flaggen einzuziehen und die Kanonen als Nothsignale abzufeuern. Bald darauf sah man den Zepter, aber nur noch leicht, von seinem Anker treiben. Gegen sieben Uhr zerstreuten sich die um das Ufer versammelten Zuschauer, weil es heftig regnete. Ich war allein, lief an dem Ufer hin, und hörte das Schiff in Zwischenräumen noch feuern, und aus dem tieferen Schalle jedes folgenden Schusses der von den Hügeln wiederhallte, war es offenbar, daß das Schiff dem Grunde der Bai näher und näher gekommen war. Um acht Uhr kam ich allein in jener Gegend an. Es war nicht dunkel, und obschon der Mond sehr in Wolken verhüllt war, so konnte ich doch deutlich ein grosses Schiff mit allen seinen Masten, nicht weit von der Küste sinken sehen. Eben war ich im Begriffe nach der Kapstadt umzukehren und dieses zu melden, als ich eine Menge Menschen daher kommen sah, welchen Sklaven mit Laternen vorleuchteten. Dabei erkannte ich sie als die Offiziere von dem Zepter, die mit einigen anderen Seeoffizieren glücklich ans Ufer gekommen waren. Mit ihnen kehrte ich an den Platz zurück. Anfänglich war ei-

niger Streit darüber, ob dieses der Zepter sey oder nicht, bis wir endlich das breite Lastseil an dem Stumpfe des Besansmastes erkannten, welches allem Zweifel ein Ende machte.

„Da die Offiziere über das Schicksal ihrer Kameraden am Bord sehr bekümmert schienen, so versuchte ich ihnen Muth zu machen, indem ich ihnen vorstellte, wie nahe das Schiff der Küste, und wie groß die Wahrscheinlichkeit sey, daß sie sich bis zum Morgen halten würden. Einige schienen davon getröstet, allein der größere erfahrnere Theil antwortete bloß: es ist ein altes Schiff, es ist ein altes Schiff! Wir schritten nun sogleich zum Werke, sammelten alle abgerissenen Planken die an die Küste trieben, machten aus unsern Schnupftüchern Zunder, zündeten bald ein großes Feuer an, und schrieen dreimal so laut als wir konnten denen auf dem Schiffe Muth zu. Um zehn Uhr aber fieng es so heftig an zu regnen, daß wir das Schiff nicht mehr sehen konnten; nur ein Klaggeschrei vernahmen wir deutlich, und eine solche Menge von Planken nebst Stühlen, Tischen und anderen Geräthschaften kam ans Ufer geschwommen, daß es nur zu offenbar war, das ganze Schiff wäre gescheitert.

„Den Jammer der Offiziere und jedes Anwesenden würde ich dir vergebens zu beschreiben suchen. Jetzt kamen einige von der Mannschaft halb todt ans Ufer, und der größte Theil würde wieder zurückgesunken seyn, wären nicht die an der Küste ihnen zu Hülfe geeilt. Da er-

fuhren wir denn, daß der Hintertheil des Schiffes zuerst geborsten sey, und daß der Kapitän jedwedem angesagt habe, sich zu bereiten, daß er sich sogleich in die See stürze, so bald der Vordertheil zerbräche. In weniger als einer Viertelstunde schlug eine große Welle gegen die Mitte des Schiffes, worauf dieses sogleich scheiterte. Da war es, wo die Mannschaft das Klaggeschrei erhob, welches wir am Ufer hörten. Die folgende Schreckensscene verhüllte der Schleier der Nacht.

„Ungefähr um vier Uhr ließen Wind und Regen nach; als aber der Tag anbrach, stellte sich unsern Augen der bejammernswürdigste Anblick dar. — Die ganze Küste, auf dreihundert Ellen (Yards) hin dicht mit Planken bedeckt, und dazwischen mehr als hundert Leichname braver Seeleute, meist zerquetscht. Unter den Leichnamen, welche die Wellen ans Ufer trieben, waren auch einige weibliche. Eine der Verunglückten, die ihr Kind fest an die Brust geklammert hatte, war in die Nähe jenes kleinen holzbewachsenen Felsens geworfen worden, über den wir so eben gekommen sind.

„Man eröffnete eine Subscription, um den Verunglückten ein Monument zu errichten, sie hatte auch guten Fortgang, allein nachher hat man, ich weiß nicht warum den Plan wieder aufgegeben."

Siebenter Abschnitt.

Weg nach Simonsstadt.

Stat sua cuique dies: breve et irreparabile tempus
Omnibus est Vitae.

Virgil.

Unsere letzte Wanderung war nach Simonsstadt. Da wir vorhatten unsern Weg durch Besuche der vorzüglichsten Güter auf unserer Straße zu verlängern; so brachen wir mit Sonnenaufgang auf. Eine Meile von Kapstadt passirten wir die Linie, eine Reihe von Redouten und Blockhäusern, durch Wall und Graben verbunden, die sich von dem Rande der Bai bis an den höchsten zugänglichen Theil des Teufelsberges erstreckt. Als wir die Linien passirt hatten, wand sich der Weg mehr rechts, und brachte uns in etwa einer halben Stunde durch eine Allee von Bäumen nach Rondbosch, dem Sitze des Vicegouverneurs vom Kap. Ein wenig hinter Rondbosch stiegen wir eine erhabene Anhöhe rechts hinan, näherten uns den Bergen und kamen nach der Brauerei (Brewery *) dem Erbgut des van Reenen, das auf dem Kap nicht minder bekannt und berühmt ist,

*) M. s. No. 44 auf Barrow's Charte von der Halbinsel des Kaps, im XVII. Bde. der Sprengel-Ehrmannschen Bibliothek.

als Konstantia. Hier verweilten wir, um einige Erfrischungen zu nehmen.

Van Reenens Haus, obschon noch nicht ganz vollendet, ist bei weitem das eleganteste Gebäude in der ganzen Kolonie. Thibault, ein Französischer Ingenieur, Erbauer der Amsterdamer Batterie, hat den Plan dazu entworfen. Hinter dem Hause entspringt eine reiche Quelle aus dem Fuße des Teufelsberges, welche mit den Quellen von Neuland vereinigt den Anfang des Salzflusses macht. Ein Gehölz von Silberbäumen stößt daran, welche Bäume ihren Namen von dem Silberglanze ihrer Blätter haben. Die Rinde gleicht der Buchenrinde, und hat eine Menge horizontale Risse, das Holz aber ist von keinem Werth, außer zur Feuerung. In einer Landschaft mit andern Bäumen von dunklem Laube untermischt, machen sie eine besondere schöne Wirkung. Hinter der Brauerei ist ein Pfad, auf welchem Personen, die mit diesen Bergen gut bekannt sind, auf den Gipfel des Tafelberges kommen können, und man sagt, daß der Weg von dieser Seite noch leichter sey als von der Stadt aus.

Um acht Uhr giengen wir von der Brauerei fort, ein Sklave zeigte uns einen näheren Weg, als den wir kannten, und brachte uns hinter Weinbergsfeld, einen kleinen Berg, der eine gute Stellung für die Truppen und einen guten militärischen Posten zwischen den zwei Baien bildet. Hier entließen wir unsern Führer, und kamen nachdem wir den Camp passirt hatten, zu

einer Erhöhung, wo wir eine Aussicht auf die Falsche-Bai, den Paß von Mäuseberg, und die entgegengesetzten Berge vom Hottentotten-Holland hatten. Diese Umsichten verbunden mit dem, was wir schon vorher beobachtet hatten, leiteten uns auf folgende Ideen.

Erstens: Die Fläche und sandige Beschaffenheit des Bodens, welcher die beiden Baien von einander trennt, schienen deutlich anzudeuten, daß sie ehedem vereinigt gewesen, und in diesem Falle muß die jetzige Kapsche Halbinsel ein besonderes Eiland gebildet haben, das von dem Kontinent von Afrika durch eine zehn bis fünfzehn Meilen breite Straße getrennt war.

Zweitens: Die Straße muß seicht gewesen seyn; denn wäre das Wasser tief, und der Strom mithin reissend gewesen; so hätte der mittlere Theil des Kanals nicht so von dem Bodensatz des Oceans und dem von den Bergen abgewaschenen Erdreich ausgefüllt werden können.

Drittens: Die jähe Höhe der großen Gebirgsreihen scheint durch ein plötzliches Versinken des Zwischenbodens oder durch Wegschwemmung desselben, nicht aber durch allmähligen Rückzug des Meeres entstanden zu seyn. Wäre der letzte Umstand die Ursache, warum wäre es an einem gewissen Punkte gehemmt worden, und hätte einigen Boden zwischen den beiden Baien zurückgelassen? Und warum ist da, wo die Berge am Meere hoch sind, die Tiefe des Wassers an der Küste gleichfalls verhältniß-

mäßig? Studiere man doch diese Gebirge, deren jähe Grundlagen noch mit Wasser bedeckt sind, und sage, welche allmählige Corrosion, welcher Verlauf der Zeit so hohe Steinmassen in eine Tiefe gebracht hat, wo sie an manchen Orten noch nie ein Senkblei erreichte?

Viertens: Zu den Grundlagen einiger dieser großen Berge bemerkten wir kleinere, in fast gleicher Richtung hinlaufend, aber ganz verschieden an Gestalt, nicht sehr hoch, in regelmäßige Formen abgerundet, und mit Vegetation bedeckt, da doch jene jäh, hoch, von der Mitte an bis zum Gipfel zackig, und von unregelmäßigem Ansehen sind.

Und endlich bemerkten wir, daß die Richtung der Berge beider Baien und überhaupt aller großen Gebirge in diesem Theile Afrika's von Nordnordwest nach Südsüdost gehen.

In Gesprächen über diesen Gegenstand erreichten wir Konstantia. Dieses Erbgut liegt am Fuße des Plettenbergs, oder flachen Gebirgs, einer von den Bergen des Kap, der hier steil, aber nicht sehr hoch ist. Eine lange Allee von hohen Bäumen führte uns zu dem Hause, von dessen Terrasse man eine herrliche Aussicht auf die Falschebai hat. Der Boden, welcher den berühmten Konstantia-Wein hervorbringt, ist von einer leichten, sandigen Natur, oder vielmehr ein Gemeng von Thon und Sand. Die Weinstöcke werden Reihenweise gepflanzt, überall beschnitten, und dürfen nicht über

drei bis vier Fuß hoch wachsen. Auf diese Weise behandelt man sie in allen Theilen der Kolonie. Wein giebt es rothen und weißen; wiewohl aber beide sich im Geschmack ähneln, so sollen doch ihre Eigenschaften sehr verschieden seyn; der rothe verliert durch das Alter an Farbe und Geschmack; der weiße aber gewinnt immer mehr. Man braucht ihn fast bloß als eine süße Herzstärkung von hohem Wohlgeschmack, allein wie viel man auch von ihm rühmt, so muß ich doch gestehen, daß er manchen Europäischen Weinen nachsteht.

Wir speisten mit dem Eigenthümer, Herrn Heinrich Cloete, und besahen alsdann ein großes Hintergebäude in seinem Hause, wo große Fässer voll Konstantien-Wein in lange Reihen aufgepflanzt waren. Hier, dachte ich, ist ein herrlicher Tempel, und Karl, der die gigantischen Körperproportionen unsers Wirths ins Auge gefaßt hatte, wisperte mir ins Ohr, wenn der auf einem seiner Fässer ritte, er müßte einen trefflichen Bacchus Africanus abgeben.

Einen Steinwurf von Ober-Konstantia liegt eine andere Pflanzung, Klein- oder Unter-Konstantia, welche beide ehedem zusammen gehörten. Der Wein in Unter-Konstantia soll geringer an Güte seyn.

Um drei Uhr nahmen wir von unserm lieben Wirthe Abschied, und kamen, nachdem wir an einigen Gütern zur Rechten vorüber waren, längs eines Sandwegs an das Ufer eines kleinen Sees, welcher sich bis hart an den

Fuß der Berge zu erstrecken, und unsern Fortgang aufzuhalten schien. Die Ankunft eines leichten Kapschen Fuhrwerks war uns daher sehr willkommen. Wir setzten uns auf, und wurden über den See gebracht, welchen wir so gar tief nicht fanden, weil er hauptsächlich durch den Regen von den Bergen, und das durch den Sand der Falschenbai dringende Salzwasser entstanden war. Dicht hinter dem See kamen wir zu dem engen Passe Mäuseberg, in dem Hintergrunde der Bai. Hier kommt die See dem Fuß der Gebirge so nahe, daß nur ein schmaler Sandweg zwischen beiden bleibt, und eine Handvoll Menschen, die von den Anhöhen Besitz genommen hat, kann sich hier gegen eine große Ueberzahl halten. So läuft die Straße auch immer fort, ein Gemenge von Sand und großen Steinen, dicht zwischen das Gebirge und die See eingeschlossen. Wie wir den Schlagbaum vom Mäuseberg hinter uns hatten, erblickten wir die Simonsbai, und glaubten beinahe dort zu seyn; kamen aber wegen des Fortkommens ziemlich in Verlegenheit, denn die See bildete hier eine Bai, Fischhuk genannt, längs deren Ufer wir nicht nur hinwandern, sondern auch noch durch einen Fluß waden mußten, der hier in die Bai fällt. Die Kapsche Halbinsel erscheint von hier wie durchschnitten, die Berge sind sehr niedrig, und gleichen mehr Sandhaufen als festen Felsen. Das Ganze dieser Reihe kann man füglich in drei Abtheilungen bringen. Das Tafelgebirge mit seinem Zubehör macht die erste, der Mäuseberg die zweite, und die dritte befaßt die ganze südliche Halbinsel von der Fischhukbai. Von dieser großen Abtheilung hat Le Baillant Gebrauch

gemacht, und sie gehört unter die wenigen Beobachtungen, die in seiner ganzen Reisebeschreibung wahrhaft treffend sind.

Am Abend erreichten wir die Simonsstadt. Nur sehr uneigentlich kommt diesem Orte die Benennung einer Stadt zu, denn er besteht aus nicht mehr denn zwanzig Häusern, die längs der Seite des Simonsberges zerstreut hinliegen, und die Bai gleiches Namens überblicken. In den Monaten, wo vornehmlich Nordwestwinde wehen, und das Einlaufen in die Tafelbai unsicher machen, legen die Schiffe hier vor Anker, da die Simonsbai auf dieser Seite durch hohes Land geschützt wird. Zwei oder drei Meilen hinter der Stadt hört die Straße auf, und der Reisende muß alsdann Berge ersteigen, um auf die südlichste Spitze der Halbinsel zu gelangen. Für diesen Abend gestatteten uns Zeit und Müdigkeit nicht an diese Exkursion zu denken.

Am folgenden Tage, da der Vollmond näher war, warteten wir die Kühle des Nachmittags ab, und rüsteten uns dann, den Simonsberg zu ersteigen. Der Weg stieg gewunden auf, war rauh und voll Steine, und schien gegen den Gipfel hin mit einem weißlichen Thon überzogen. In drei Viertelstunden erreichten wir den Gipfel. Nur zweimal hatten wir gehalten, um Athem zu schöpfen, und die Schiffahrt in der Bai zu betrachten, die jetzt ganz nahe zu unsern Füßen lag.

Den Gipfel fanden wir weit regelmäßiger, als den

des Tafelberges, der, selbst von diesem Gesichtspunkte aus, oben flach schien, aufwärts von der Grundfläche gekrümmt, gegen die Kapstadt zu hingegen fast perpendikulär. Wir versuchten, dieses sonderbare Gebirge in jeder Richtung zu betrachten, und seine mancherlei Gestaltungen unserm Gedächtniß einzuprägen. Die Spitze, wo wir standen, zeigte überall Spuren längst verflossener Zeit. Hohe Granitmassen, die sich in tausend abentheuerlichen Gestalten thürmten, und das Ansehen von Ruinen alter Gebäude hatten, stellten sich hier und da auf der ganzen Fläche zerstreut dar.

Während wir so, tausend Muthmaaßungen ersinnend, und tausend Aehnlichkeiten unter diesen verfallenden Felsen auffindend, nach allen Richtungen hinwanderten, war die zu unserer Exkursion bestimmte Zeit verflossen. Unsere Riesenschatten, die in weiter Ferne vor uns über die Felsen schritten, zeigten, daß der Mond aufgegangen war; eben aber verhüllte ihn eine dunkle Wolke. Da wir nun noch beträchtlich von dem Pfade, der uns heraufgeleitet hatte, entfernt und mit dem Gipfel des Berges nicht sehr bekannt waren; so nahmen wir so gut als möglich den Rückweg, und erreichten nach einigen Versuchen den Anfang des Abhangs. Versichert, daß wir nun den Weg nicht ganz verfehlt hatten, sahen wir uns nach dem höchsten Felsen in unserer Nähe um, erstiegen einen, der über die Stadt hin hieng, und blickten mit ernster Freude umher.

Jetzt fieng der Mond an, hinter seinem Wolken-

schleier hervor, seine zitternden Strahlen über das bewegte Wasser der Falschenbai zu ergießen, welches vom Wind hoch aufgewogt, gegen die Küste rollte, und sich mit einem Geräusche, das fernem Donner glich, an den Felsen brach. Der Rand der Bai war an einer langen Schlangenlinie von schimmerndem Weiß, von den Wogen verursacht, die sich am Sande brachen, und die entgegenstehende Küste an den dunkeln Schatten von den Bergen des Hottentotten-Hollands leicht erkennbar. Das Hochland der Hängelippe und ein Theil des Eingangs von der Bai war alles, was der Mond von der Landschaft beleuchtete. Sonst war alles in Dämmerung gehüllt, und Felsen und Abhänge, hohe Berge und sandige Ebenen erschienen in einem so schwachen Lichte, daß wir uns wunderten, wie wir nur überhaupt etwas unterscheiden konnten. Lange weilten wir auf dieser Felsenspitze. Mir war es wahrscheinlich, daß dieses unsere letzte Wanderung auf dem Kap seyn möchte, und Karl vielleicht aus einem Vorgefühle, es sey wohl unsere letzte gemeinschaftliche auf dieser Welt, fühlte sich von einer ungewöhnlichen Mischung von Ernst und Zärtlichkeit bewegt. Vergebens sauste der Wind um die Berghöhe und in den Bäumen, die am Rande des Abhanges wuchsen; vergebens kündigten die Schwärze der Wolken und das Rollen der See den nahenden Sturm an; er hielt meine Hand fest in der seinigen, und schien sich ungern von einem Schauspiele loszureißen, dessen feierlicher Ernst mit den düstern Ahndungen seines Herzens so ganz zusammenstimmten. Er versuchte zu sprechen, die Lippe aber stammelte nur einzelne unzusammenhängende Töne;

er sprach durch seinen Druck der Hand; Thränen füllten unsere Augen.

Endlich bewogen uns die zunehmende Heftigkeit des Windes und der fallende Regen zur Rückkehr, und wir kamen eben noch vor dem größten Sturme nach Hause. Die ganze Nacht hindurch wütete der Wind, und der Regen ergoß sich in Strömen. Gegen Morgen legte sich der Sturm, und bei Sonnenaufgang glich die ganze Fläche der Falschenbai einem unermeßlichen See, den auch nicht das leiseste Lüftchen beunruhigte.

So plötzlich wechselt es oft im menschlichen Leben. Einige Tage darauf sah ich meinen Freund sich einschiffen; wenige Monate verstrichen, ich war in täglicher Erwartung nach Nachrichten von ihm, und erhielt die Nachricht von seinem Tode. Oft noch weih' ich seinem Andenken den Zoll einer Thräne, und denke seufzend zurück an unsere Wanderungen und Gespräche auf den Berggipfeln des südlichen Afrika.

Achter Abschnitt.

Tagebuch einer Reise nach der Plettenbergsbai.

Bald nach der Abreise meines Freundes und während ich noch immer mit den Gedanken an ihn beschäftiget war, erhielt ein Kaufmann am Kap, der mein Freund war, die Nachricht, daß ein Küstenfahrer in seinen Diensten von einem heftigen Windstoße in der Plettenbergsbai auf den Strand getrieben worden sey. Er war der Meinung, seine Gegenwart könne dort nützlich seyn, um die Schiffsleute desto mehr anzutreiben, ihr Schiff wieder flott zu machen. Er setzte den Tag der Abreise fest, und ersuchte mich ihn zu begleiten. Schon längst hatte ich gewünscht, auch das Innere dieses Landes zu sehen und gab daher sogleich meine Einwilligung, besonders da ich hoffte, daß dieser Abstecher auch mein Gemüth aufheitern würde. Ein inniger Freund von mir trat auch zu unserer Reisegesellschaft, und die Partie war nun schnell gemacht. Jeder versah sich mit einem Pferde und der nöthigen Wäsche zum Wechseln, auch nahmen wir zwei Flinten, nebst Pulver, Schrot und einigen Kugeln mit. So ausgerüstet verließen wir die Kapstadt.

Wir waren noch nicht weit geritten, als einer meiner Gefährten sich über die Schwere seines Gewehrs beklagte, und da er einen Sklaven antraf, der nach der

Stadt gieng, übergab er ihm dasselbe, und ich hatte nun allein noch Gewehr. Vier Meilen von der Kapstadt ritten wir durch den Salzfluß, der jetzt nicht sonderlich tief war. Dieser Fluß, der hinter dem Teufelsberge entspringt, und in die Tafelbai fällt, ist von keiner Bedeutung. Da die Küste hier flach ist, so steigt die Fluth hinauf und macht das Wasser salzig, und daher kömmt sein Name. Zwischen der Reihe der Kapberge, unter denen der Tafelberg der vorzüglichste ist, und den Bergen von Hottentotten-Holland liegt eine flache sandige Ebene, nur in der Mitte und gegen die Falsche-Bai hin ausgenommen, wo die Gewalt der Winde Sandhügel aufgethürmt hat. Diese Ebene durchreisten wir in einer schiefen Richtung in etwa fünf Stunden, und erreichten kurz vor Sonnenuntergang das Haus von Wilhelm Murkle in Hottentotten-Holland, nachdem wir über den Ersten Fluß gesetzt hatten, dessen Wasser bis an den Rand unserer Sättel gieng. Bei Murkles hörten wir, daß der Palmitfluß auf der andern Seite von Hottentotten-Holland so hoch stehe, daß wir mit unsern Pferden würden hinüber schwimmen müssen. Wir aßen hier zu Nacht einen vortrefflichen Steinbrassen, und begaben uns dann bald zur Ruhe.

Sonntags den 9ten Morgens um 7 Uhr verließen wir Murkles und nachdem wir zwei schmale Flüsse passirt waren, kamen wir an das Ende der Kluft, welches des einzige Durchgang durch diese Bergkette ist; ein merkwürdiger Engpaß, welcher die Neugier der Reisenden reizen muß.

Die Straße, welche sich auf der Seite des Gebirgs durch diese Schlucht quer hindurch windet, kann schon aus der Ferne her an der rothen Thonerde erkannt werden, welche den untern Theil derselben ausmacht. Beim Hinaufsteigen ist die Aussicht linker Hand durch steile Hügel enge beschränkt; aber rechter Hand blickten wir herab auf den fruchtbaren Bezirk von Hottentotten-Holland, auf die Falschebai, auf den flachen Grund zwischen den beiden Baien, und überdies wird die Aussicht von der hohen Gebirgsreihe des Kaps begränzt, die genau in gleicher Richtung mit der Kette läuft, die wir hinaufstiegen. Inzwischen nöthigte uns die Steilheit und Rauheit des Weges von unsern Pferden abzusteigen und sie auf dem Berge zu lassen. Es schien als ob hier eine Reihe von rauhen Stufen in den Felsen gehauen wäre und die Zwischenräume ausgefüllt, und mit Sand etwas ebener gemacht worden. Im Sommer ist es wohl möglich, jedoch nicht leicht, diesen Weg mit Wagen zu befahren; aber unmittelbar nach der Regenzeit ist es höchst gefährlich, wenn dieser Sand zum Theil weggeschwemmt ist, und die beladenen Wagen bei dem Herabfahren von Stein zu Steine mit solcher Gewalt prallen, daß sie, wenn sie auch von der stärksten Bauart sind, doch zerschellt werden oder am Ende ganz in Stükken gehen; auch gehen mehrere zu Grunde, indem sie umschlagen und mit den vorgespannten Ochsen in den Abgrund hinunter stürzen. — Als wir uns dem Gipfel näherten, verdoppelte sich unsere Begierde denselben zu übersteigen, ob uns gleich der Athem entgieng; er schien uns das Thor in eine neue Afrikanische Welt zu seyn.

Von dieser Spitze herab sahen wir Löwen und Tiger, ganze Heerden von Straußen und Hausen von Affen. — Gegenstände genug um Stoff zur Unterhaltung für manchen Winterabend in unserm Vaterlande zu geben.

Endlich erreichten wir den Gipfel, wo die Felsen deren Schichten auf 45 Grad gegen den Horizont geneigt waren, sich zusammenschlossen und bloß einen engen Durchgang ließen, durch welchen zwei Wagen neben einander fahren konnten; eine schmale vorspringende Spitze beschränkte unsere Aussicht, wir eilten um dieselbe herum zu kommen, und siehe da erblickten wir nun neue Sandwüsten und dürre Felsen, wie wir noch keine vorher gesehen hatten. Das Ganze bildete mit einem Worte eine offene Gegend ohne Haus, ohne Baum, ohne sichtbares lebendiges Wesen, wodurch diese schaurige Scene hätte belebt werden können. Nachdem wir den Berg herabgekommen waren, fanden wir den Weg mit tiefem, weissem Sande bedeckt, auf welchem wir nur sehr langsam fortkommen konnten, und welcher bis zu dem Ufer des Palmitflusses sich erstreckte, wo wir um 11 Uhr ankamen.

Wir fanden die Nachricht, die wir bei Murkles gehört hatten, vollkommen bestätigt, denn der Fluß war durchaus nicht zu durchwaden. Doch fanden wir hier ein flaches Boot, und auf beiden Seiten des Flusses aufgerichtete Bäume, von welchen ein Seil über den Fluß hinüber gezogen und auf jeder Seite befestiget war. Wir legten unsere Sättel in das Boot, setzten uns hinein, und

zogen uns vermittelst des Seiles hinüber, während jeder sein nebenher schwimmendes Pferd am Zaume hielt. Dies war unsere erste Schwimmpartie und wir waren sehr vergnügt, als wir uns wohlbehalten am andern Ufer befanden. Wir hatten aber keine Zeit hier zu verweilen, da es tüchtig anfieng zu regnen, und wir noch zwei Englische Meilen zu machen hatten, um ein kleines Landhaus zu erreichen, wo wir unsere Pferde wieder erwärmen und füttern konnten; doch erhielten unsere Pferde kein anderes Futter als Stroh; wir aber waren glücklicher, denn die Hunde des Hofes hatten den Tag vorher einen jungen Rehbock (Antelope) gefangen, der nun ein herrliches Mal gab, ob er gleich erbärmlich in Schmalz geschmort war. Während unsere Pferde ausruheten, verschleuderten wir mehrere Ladungen Pulver und Schrot, indem wir zum Zeitvertreib nach einem Ziele schossen; wir hätten diese Schüsse besser anwenden können.

Genau betrachtet ist die Straße zwischen Hottentotten-Holland und dem Palmitflusse sandig; wenn man aber gerade über diesen Fluß setzt, so kommt man auf einen Boden von feinem Kies und die Straße wird sehr gut; sie läuft meistens längs niedrigen Hügeln oder auch über dieselben hin, so weit sich das Hauhukgebirge, worüber die Straße geht, erstreckt. Auf dem Rücken dieses Gebirges findet man viele große Steine oder Felsenstücke von mancherlei seltsamen Gestalten, welchen man nach Maaßgabe der Aehnlichkeit die sie mit diesen oder jenen Gegenständen haben, aller-

lei Namen gegeben hat. Nachdem wir von dem Gebirge herabgestiegen waren, kamen wir wieder auf Sandboden und setzten auf demselben unsere Reise bis zum Bottflusse fort, welcher ein kleines Flüßchen ist, das in der Tiefe fließt und in die Falschebai fällt. Wir eilten durch dasselbe und fanden es voll von Stämmen und Klötzen von Palmiten oder Palmriet. Wir kamen hier auch wieder auf Kiesgrund, auf welchem wir den übrigen Tag hindurch fortreisten. Gegen Abend trafen wir eine Heerde von Antelopen an, die uns eine ziemliche Weile angafften und dann plötzlich mit außerordentlicher Geschwindigkeit davon flohen. Erst nach Sonnenuntergang erreichten wir Rademeyer's Hof bei den warmen Bädern, und mit großer Mühe erhielten wir durch Beihülfe einiger hier einquartirten Dragoner gutes Futter für unsere Pferde; wir selbst fanden hier hinlängliche Erquickung, und Nachts wies man uns auch eine Schlafstätte an, die einem Bette ähnlich sah.

Die Bäder liegen ungefähr eine Viertelstunde von Rademeyer's Gute; der Weg dahin geht über einen großen Lavafelsen, dessen Oberfläche etwas zermalmt ist, so daß sie eine feine schwarze Erde wie Kohlenstaub bildet. Dieser Felsen ist unmittelbar über den Bädern, welche aus verschiedenen Springquellen bestehen, welche meistens warm sind; einige derselben läßt man ins Freie hinauslaufen, andere sind in alte Einfassungen und Gruben für die Sklaven gesammelt; aber eine derselben, welche an der Seite des Hügels fließt, wird in einem offenen Troge in ein kleines Haus geleitet, das nur aus einer

einzigen Kammer besteht, welche aber durch ein niedriges Gemäuer in zwei Theile getheilt ist. Jede Abtheilung enthält ein Bad, welches ungefähr 5 Fuß ins Gevierte und 3½ Fuß Tiefe hat; eine Art von Bettgestelle, worüber eine Büffelshaut ausgespannt und fest genagelt ist, dient dem Patienten seine Matratze darauf zu legen. Wenn man allmählich in das Bad hinab gestiegen ist, denn schnell darf man wegen der großen Hitze sich nicht ganz eintauchen, so wird plötzlich der Umlauf des Blutes so sehr beschleuniget, daß gewöhnlich ein heftiges Herzklopfen daraus entsteht. Wenn der Patient sich so lange, als er es für zuträglich hält, in das Wasser eingetaucht hat, so wickelt er sich selbst in eine wollene Decke und streckt sich auf seine Matratze hin, wo er dann das ganze Vergnügen einer häufigen Transspiration genießt. Er kühlt sich hierauf allmählich ab, und in dem Bade wird ein Stöpsel ausgezogen, so daß es in wenig Minuten leer und nachher in weniger als einer halben Stunde wieder hinreichend gefüllt ist, um einen neuen Badegast hineinlassen zu können. Die Gegend um diese Bäder her ist wild und dürre; gegen die See hin erhebt eine Reihe öder Berge ihre nackten und steinigten Gipfel; auf der andern Seite sind die Berge bloß mit langem Unkraute von einer mattgelben Farbe bedeckt. Doch nach dem Regen in den Monaten September und Oktober zeigt diese Landschaft auf manchen Seiten einen ganz andern Anblick; die Natur breitet dann einen grünen Teppich über den Grund aus, und verwebt denselben mit tausend Blumen, während die Felsen mit kriechenden Pflanzen

bedeckt sind, welche ihre langen Ranken den vorüber-säuselnden Winden Preis geben.

Montags den 10ten. — Mehrere Zufälle verhinderten uns, die Bäder früher als um 10 Uhr zu verlassen, wo die Sonne schon sehr heiß brannte. Wir zogen daher langsam an dem Fuße der Badhügel hin, welche wir bis Mittage zu unserer Linken liegen ließen, wo, als wir zu unserer Rechten einen kleinen Bauernhof erblickten, wir stille hielten, und unsere Pferde während der größten Hitze des Tages zwei Stunden lang ausruhen ließen. Nachmittags setzten wir unsere Reise muthiger fort als bisher, und erreichten Abends, gerade vor Sonnenuntergang das Haus von Riedlikhousen. Unsere erste Sorge betraf die Fütterung unserer Pferde, wie dies auch bisher gewesen war; wir wurden sehr erfreut durch die Nachricht, daß wir hier etwas dürre Gerste haben konnten, welche am Kap gewöhnlich statt des Hafers gefüttert wird. Einen Stall fanden wir hier nicht; wir machten uns aber einen selbst, indem wir einen Wagen längs des Dachgiebels hinzogen, und unsere Pferde dazwischen hinein stellten, wo wir sie sodann fütterten. Den Leuten hier schien es sonderbar vorzukommen, daß wir uns so viele Mühe um unsere Pferde gaben; denn überhaupt sorgen die Kolonisten, wenn sie auf der Reise sind, sehr wenig für ihre Pferde, und selbst nach einem harten Tagesritte begnügen sie sich, ihre Pferde abzuzäumen und sie Gras pflükken zu lassen, wo sie welches finden, dabei nehmen sie aber doch die Vorsicht, den Pferden einen Strick um

den Hals zu binden, der an ein Vorderbein befestigt wird, damit sie sich nicht zu weit verlaufen können.

Unser Wirth behandelte uns mit der möglichsten Gastfreundschaft. Er stellte uns gutes Brod, Schöpsenfleich und Milch in Menge vor, aber weder Wein, noch sonst ein geistiges Getränke. Nach dem Nachtessen wies er uns ein Zimmer mit zwei reinlichen Betten an, und überließ uns die Sorge uns in dieselben zu theilen.

Von Rieblikshousen's Hof an, beginnt die Gegend ein anderes Ansehen zu gewinnen. Zur Linken erheben sich hohe Berge, an deren Fuße der Ohnendefluß hinläuft; auf der rechten ziehen sich kleine mit grobem Grase bedeckte Hügel hin, und zwischen beiden erstreckt sich bis weiter hinaus eine schöne Fläche, die allen Anschein hat, daß sie bei einem gehörigen Anbaue sehr fruchtbar seyn würde.

Dienstags den 11. — Wir standen vor Tagesanbruch auf, und nachdem wir ein Frühstück von Kaffee, Brod und Butter zu uns genommen hatten, setzten wir uns mit Sonnenaufgang zu Pferde und ritten weiter. Die Luft war kalt, ein dünner Nebel umgab uns und ein starker Thau lag auf dem Grase; aber um 9 Uhr wurde der Himmel klar und das Wetter warm. Unsere Straße führte uns diesen Morgen durch eine etwas hügeliche Fläche hin. Der Ohnendefluß blieb immer zu unserer Linken. Nachdem wir 5 Stunden in einem

fort geritten waren, erreichten wir den Hof von Deventer, welcher etwas seitwärts links von der Straße liegt. Wir fanden den Herrn abwesend; er war auf der andern Seite des Flusses und daher konnten wir für uns keine Erfrischung und nur etwas weniges Futter für unsere Pferde erhalten. Dies nöthigte uns nach einem Aufenthalte von einer Stunde wieder weiter zu reuten. Von Deventer's Hof an ändert sich die Straße beinahe mit jedem Schritte. Zuerst führt sie meistens dicht an dem Flusse hin, dessen Ufer hier mit allerlei Büschen und Bäumen bedeckt sind, welche einer großen Menge von Fasanen und großen rothen Rebhünern zum Aufenthalte dienen, welche häufig über die Straße hinüber liefen und ohne große Schüchternheit vor uns her in die Gebüsche schlüpften, so daß man wohl sehen konnte, daß sie sehr selten von Menschen beunruhiget werden; denn die Bauern dieser Gegend halten es nicht der Mühe werth, ihr Pulver auf anderes Wild zu verwenden, als auf Antelopen, welche hier von verschiedenen Arten in großer Menge gefunden werden. Zu dieser Zeit hielt sich auch ein großer Haufe von Zebra's in dieser Gegend auf, und besuchte häufig die Hügel bei Deventer's Hof; wir waren aber nicht so glücklich sie zu sehen. Fünf oder sechs Straußen spazierten mit stolzen Schritten zu unserer Rechten längs dem Berge hin, als man sie aber verfolgte, so entflohen sie so schnell wie der Wind, und in einem Augenblicke waren sie uns aus dem Gesichte verschwunden. Wir stiegen nun allmählich bergab, und hatten bald die Aussicht auf die Berge oberhalb Zwellendam, durch eine romantische Oeffnung zu unserer

Linken, durch welche sich der Ohnendefluß sein Bette gegraben zu haben scheint, ehe er sogleich darauf in den breiten Fluß fällt, woher auch sein Name ohne Ende. Wir hatten dieselbe Aussicht, als wir eine beträchtliche Anhöhe hinaufstiegen, welche den Namen Hasaquas-kloof führt, von deren Rücken wir schon eine deutliche Ansicht von den untern Theilen der hohen Bergreihe hatten, an deren Fuße Zwellendam liegt. Nachdem wir diese Anhöhe hinunter gestiegen waren, kamen wir zu einem kleinen Hause, wo wir unsere Pferde ausruhen ließen und zum Mittagessen kaltes gesalzenes Schöpsenfleisch hatten. Eine halbe Stunde nachdem wir von da abgereist waren, kamen wir zu dem Breiten-Flusse der diesen Namen mit Recht führt, denn er war bei weitem der breiteste, den wir bisher gesehen hatten; ja er war in der Breite ohngefähr dem Leeflusse in England bei seiner Vereinigung mit der Themse gleich. Wir passirten diesen Fluß auf einer Fähre oder flachen Barke, welche groß genug war, um Pferde, Ochsen und beladene Wagen überzuführen, vermittelst eines Stricks, welcher, wie am Palmitflusse von einem Ufer zum andern gespannt war, und woran die Fähre hin und her geschoben wurde. Nachdem wir über diesen Fluß gekommen waren, gieng unsere Straße beständig auf und ab über Hügel bis gegen Sonnenuntergang, wo, nachdem wir über einige kleine Flüsse gekommen waren, wir zu Zwellendam anlangten.

Dieser Ort besteht aus ohngefähr dreißig zerstreuten Häusern, die am Fuße einer hohen Reihe von steilen Ber-

gen liegen, welche sich ostsüdostwärts erstrecken. Ein Zweig derselben scheint sich nach den Rothe-Sandbergen hin auszudehnen; der andere läuft, wie wir nachher fanden, gegen die Plettenbergsbai hin, und war auf unserem Wege immer zu unserer Linken. Zwellendam ist mit einer Kirche versehen, in welche alle Pflanzer rings umher eingepfarrt sind. Die Rücken der Berge waren zu dieser Zeit noch mit Schnee bedeckt, und der Wind, welcher von Norden her wehte, war kalt und frostig.

Wir kehrten hier bei einem ansässigen Teutschen, Namens Streicher ein.

Mittwochs den 12ten. — Morgens um halb neun Uhr reisten wir von Zwellendam ab; der Morgen war trübe und von Zeit zu Zeit fiel ein dünner Regen; unser Wirth Streicher begleitete uns eine Strecke lang um uns auf den rechten Weg zu bringen. Nach Verlauf von ohngefähr einer Stunde heiterte sich das Wetter auf, und nachdem wir in eine flache Gegend hinunter gekommen waren, so erreichten wir in ein Paar Stunden den Büffeljagdfluß, dessen Bette wir steinig fanden, vermischt mit Stöcken von Palmiten, deren Gipfel mit Schlamm und Unkraut bedeckt waren, welches uns anzeigte, wie hoch vor kurzem das Wasser in dem Flusse gestanden hatte. Der Weg fuhr mehrere Stunden fort ganz eben zu seyn, und führte uns durch eine Gegend, die dem Anscheine nach sehr fruchtbar, aber beinahe gar nicht angebaut war; denn wir erblickten auf unserer rech-

ten Seite nur ein bis zwei Bauerhöfe, und dies war Alles was wir hier sahen. Um Mittage schoß ich in einer Entfernung von siebenzig Schritten auf eine Antelope und verwundete sie, da aber der Grund mit Gebüschen bedeckt war, so verlor sie sich darin. Ich bedachte nun wie unbequem es für uns seyn müßte, ein so großes Stück Wild, wenn wir es auch erlegten, mit uns fortzubringen, und wie grausam es auf der andern Seite wäre, ein solches Thier zu verwunden, das uns am Ende nichts nutzen könnte; darum entschloß ich mich bei der ersten Gelegenheit meine Flinte zurückzulassen. Um diese Zeit waren wir über die Fläche weggekommen, und fanden uns nun näher an der vorerwähnten hohen Bergkette, zu unserer Linken; längs dem Fuße dieser großen Kette hin lag eine Reihe von niedrigeren und mehr abgerundeten Hügeln, deren steile Abhänge mit Aloen bewachsen waren. Die Straße schien sich durch das flache Thal zwischen diesen beiden Bergreihen zu winden; ich dachte daher wir würden den Weg abkürzen, wenn wir über die niedrigeren Anhöhen ritten, statt der krummen Straße zwischen den Bergen zu folgen. Wir verließen daher diese Straße; aber in kurzer Zeit befanden wir uns so sehr zwischen Hügel und Thäler verwickelt, daß meine Reisegefährten befürchteten, wir möchten unsern Weg ganz und gar verloren haben. Ihnen zu Gefallen wandten wir uns nun wieder nach der linken Seite, und nachdem wir mit einiger Mühe über den steilen Abhang der Anhöhen herunter gekommen waren, befanden wir uns wieder auf der großen Straße im Thale. Auf der Höhe hatte es angefangen zu regnen, und nun kam der Regen so hef-

tig, daß wir genöthigt waren unsere Zuflucht zu einer kleinen verlassenen Hütte zu nehmen, die am Ende eines großen Kornfeldes stand; zwei von uns krochen hinein, und hatten Mühe genug, auch ihre Pferde hinein zu bringen, während das dritte mit seinem Reuter gezwungen war, draußen der Wut des Sturmes ausgesetzt zu bleiben, so lange er dauerte. Nachdem der Regen vorbei war, ritten wir noch eine Stunde das Thal entlang, und kamen zu dem Haüse des J. Dreyer, wo wir zwei Stunden stille hielten. Ein alter Schweizersoldat hatte während des Sturms seine Zuflucht hierher genommen und weilte noch hier. Er erzählte uns seine lange traurige Geschichte. Er war Unterofffizier in Französischen Diensten, wurde von den Holländern gefangen genommen, und widerrechtlich nach dem Kap geschickt. Er hatte bei Stuttgart unter den Fahnen der Franz. Republik seinen jüngsten und einzig noch lebenden Sohn, seinen Liebling, die Hoffnung seines Alters und seinen Stolz im Schlachtfelde, durch einen Kanonenschuß verloren; sein Weib, die Gefährtin seiner Jugend und der Trost seines Alters lebe noch ruhig in Frankreich; er hoffe sie einst noch zu sehen, und dann mit ihr in Ein Grab verscharrt zu werden. Er erzählte uns auch, daß er von einem Koloniebauern schröcklich betrogen worden sey, und nun trug er den Befehl des Landdrostes von Zwellendam in der Tasche, kraft dessen der Bauer gehalten seyn solle, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die grauen Haare und die gerunzelte Stirne dieses unglücklichen Veteranen, mehr aber noch die stille Thräne, die sich wider seinen Willen über seine Wangen herab-

stahl, bürgten für die Wahrheit seiner Erzählung. So bald der Regen gänzlich aufgehört hatte, sattelte er sein armseliges Pferd, und ohne andere Waffen, als den Befehl des Landdrosts in seiner Tasche, ritt er allein fort, um Gerechtigkeit zu fordern von einem übermüthigen Bauern, der in einer einsamen Gegend des Landes von seiner Familie, von seinen Dienstboten und Sklaven umringt lebte. Wir konnten ihm nicht lange folgen, und nach einem Ritte von zwei bis drei Stunden kamen wir zu dem Hause von Jakob Stein, wo wir auch die Nacht hinbrachten.

Dieses Haus ist groß und liegt an dem Ende des Thales, durch welches wir den halben Tag durchgeritten waren. Die Aussicht von oben herab ist bald einfach, bald auffallend; auf der rechten Seite eine Reihe von hohen Urgebirgen, deren Rücken dünn mit Schnee bestreut war; auf der Linken niedrigere, abgerundetere Hügel mit Aloen bedeckt; zwischen beiden ein langes flaches Thal, durch welches sich der Büffeljagdsfluß hinwindet. Stein behandelte uns mit herzlicher Gastfreundschaft und theilte uns alle Nachweisungen mit, die wir nur verlangen konnten.

Donnerstag den 13. — Da meines Freundes Pferd nur mit Mühe hatte bis dahin gebracht werden können, weil es sehr wund gedrückt war, und nun gar nicht mehr vom Flecke konnte, so mietheten wir von dem Kolonisten Stein einen mit Ochsen bespannten Wagen, worauf wir unsere Sättel luden und uns selbst setzten. Um 10

Uhr fuhren wir ab. Wir zogen nun die Anhöhen hinauf, über welche der Weg drei Stunden fortgeht; dann kamen wir in eine Ebene, durch welche der Taubeneckfluß (Duyven-Hoek) fließt. Zwei Stunden darauf kamen wir zu dem Hause von Peter Dùprès am Krombecksflusse, wo wir unsern Wagen wieder zurückschickten und zu verweilen beschlossen. Abends fieng es an zu regnen, und der Regen dauerte die ganze Nacht hindurch. Um 8 Uhr war die ganze Famile von Dùprès zum Nachtessen versammelt, welches aus gesalzenem Schöpsenfleische, Kürbisbrei, mit Muskatnuß gewürzte Pataten und Schüsseln voll warmer Milch bestand. Um 9 Uhr legte sich die ganze Familie zu Bette.

Freitags den 14. — Nachdem es die ganze Nacht hindurch heftig geregnet hatte, so fuhr es auch den ganzen Morgen mit unverminderter Heftigkeit fort, und wir fanden uns dadurch in das Haus gebannt. Um 12 Uhr heiterte sich das Wetter auf; aber da wir uns umsahen, so fanden wir, daß es jetzt unmöglich wäre, die Reise fortzusetzen. Alle Hügel dampften von der Sonnenhitze, und das Wasser floß in großen Strömen von den Anhöhen herab, und machte die Flüsse in der Ebene auf eine kurze Zeit unzugänglich. Wir vertrieben uns daher die Zeit mit einer kindischen Art von Jagd, denn wir schossen Regenpfeifer, die sich in Menge um das Haus herum befanden, und so zahm waren wie die Tauben, weil man ihnen noch nie nachgestellt hatte; darum war diese Jagd auch ein wahrer Kinderspaß. Als der Tag sich neigte, so fiengen die Wolken an, sich zu sammeln, und es fie-

len nur noch leichte Regenschauer; wir erfuhren auch mit Vergnügen, daß das Gewässer auf allen Seiten sehr schnell fiel. Wir kauften demnach von Dùprès ein Pferd für 150 Rthl. Holl. und entschlossen uns am andern Morgen abzureisen.

Sonnabends den 15. — Der Morgen war kühl und der Himmel ohne Wolken; Dùprès hatte sich vorgenommen uns zu begleiten, er spannte seine Ochsen an, und wir setzten uns alle zusammen auf den Wagen. Wir fanden, daß der Krombecksfluß beinahe ganz wieder in sein altes Ufer zurück getreten war, aber an den Gestaden umher sahe man noch die Spuren, wie weit sich das Wasser den Tag vorher erstreckt hatte. Nach Verlauf von einer Stunde kamen wir zu einem kleinen Hause, in welchem der Sohn von Dùprès wohnte, welcher sich auf unsern Wagen begab, und es über sich nahm, uns durch den Watfluß zu führen. Das Haus liegt an dem Fuße eines hohen Berges, welchen wir hinauf fuhren, und auf eine schöne weite Ebene gelangten, von wo aus wir eine ungemein weite Aussicht auf jeder Seite hatten. Wir legten diese Fläche in weniger als einer Stunde zurück und fuhren den Berg hinab, wo wir den Watfluß in einer geringen Entfernung unter uns fließen sahen. Der junge Dùprès brachte uns an den Fuß des Gebirges, wo der Fluß noch weit ausgebreitet war und nicht in einem Strome floß. Nachdem er sich zu Pferde gesetzt, und die Tiefen vorher erforscht hatte, so führte er uns glücklich durch alle Fuhrten hindurch und um 1 Uhr hielten wir bei dem Hause von H. Müller.

Dùprès und Müller bewillkommten einander sehr freundlich, denn ob sie gleich einander Nachbarn nannten, so hatte doch keiner von beiden seit 8 Monaten den Watfluß passirt. Zwei hübsche Mädchen, die Töchter unseres Wirths, deckten den Tisch und trugen uns kalte Speisen, Eier, Brod, Butter und guten Wein auf. Wir waren zwar Willens sogleich nach dem Mittagessen unsere Reise fortzusetzen, aber die freundschaftliche Unterhaltung unsers Wirthes und seine Einladung bei ihm zu übernachten, bestimmten uns bis zum folgenden Morgen zu bleiben. Während der Abendgespräche erfuhren wir, daß beide, Dùprès und Müller weit in dem Innern des Kaffernlandes gewesen wären, von welchem sie uns manche interessante Nachricht mittheilten. Diese Unterhaltung beschäftigte uns bis das Nachtessen aufgetragen war, welches so hungrigen Reisenden nicht willkommener seyn konnte. Es bestand wie gewöhnlich aus gekochtem gesalzenem Schöpsenfleische, Kürbisbrei, Pataten, Brod und Milch; aber außerdem noch aus Geflügel, Eiern, Lammsbraten, Sallat und gutem Weine. Nach dem Nachtessen wurden zwei Betten für uns zurechte gemacht, welche vollkommen unserer übrigen Bewirthung entsprachen.

Sonntags den 16. — Ein ungemein schöner Morgen. Unser Frühstück bestand aus Kaffee mit Milch, wie es hier der allgemeine Gebrauch bei den Landbewohnern ist. Dùprès rieth mir, meine Flinte bis zu unserer Rückkehr bei Müllern zurückzulassen, welches ich auch gern that. Um 7 Uhr setzten wir uns zu Pferde und

ritten fort von einem Sklaven begleitet, der uns die gewöhnliche Fuhrt in dem Kafferkühlflusse weisen sollte. Als wir daselbst angekommen waren, und uns schon anschickten hindurch zu reuten, so kam ein Mann aus einer kleinen Hütte auf dem entgegengesetzten Ufer herausgelaufen und schrie uns zu, wir sollten uns hier nicht in den Fluß wagen, denn er sey jetzt viel zu tief und reißend. Der Sklave führte uns hierauf beinahe eine Stunde den Fluß weiter hinauf, wo derselbe noch nicht in Einem Bette strömte, sondern umher verbreitet, wie der Watfluß und daher leichter zu passiren war. Das Ufer war auf beiden Seiten flach, aber so morastig, voller Löcher und mit Stämmen von Palmiten angefüllt, daß wir es nicht wagen durften, so geradezu hindurch zu reuten. Wir fanden zum Glück ein kleines Haus in geringer Entfernung von dem Ufer, und dessen Eigenthümer ein großer stämmiger Mann, ohne Schuh und Strümpfe, hatte nicht so bald unsere Absicht erfahren, als er schon sein Pferd herbeischaffte und es ohne Sattel und Zaum bestieg, denn es hatte bloß einen Strick um den Kopf. So leitete er uns durch alle Sümpfe und durch den Fluß hindurch, indem er voran ritt und uns wies auf welche Seite wir uns halten sollten. Das Bette des Flusses war mit Palmiten angefüllt. Einer von meinen Reisegefährten dachte, es sey nicht gerade nöthig, der Mitte des Stromes zu folgen, und lenkte sein Pferd auf die linke Seite gegen einen Palmitenstumpen hin, aber kaum war er über denselben hinaus, so stürzte sein Pferd in ein Loch und begann vor Schrecken

unterzusinken; der Reuter war in großer Gefahr, er hielt sich aber an der Mähne fest; denn wäre er herunter gefallen, so hätte ihn der Strom unter die Palmiten getrieben, und er wäre ohne Rettung verloren gewesen. Das Pferd half sich aber wieder heraus, und wir kamen alle glücklich an das jenseitige Ufer und durch einige Sumpflöcher auf festen guten Grund. Wir beschenkten unsern Wegweiser mit einem Thaler und erreichten dann bald die gewöhnliche Straße. Nach einem Ritte von beinahe einer Stunde durch die Ebene, kamen wir an den Fuß des Berges, über welchen der Weg gehet, und nach Verlauf von zwei Stunden langten wir bei dem Hause von Jakob Reinsenberg an, wo wir die Familie beim Mittagessen fanden; nachdem wir unsere Pferde abgezäumt hatten, setzten wir uns zu diesen Leuten hin, und blieben ungefähr eine Stunde bei ihnen. — Den ganzen Tag über war unser größtes Anliegen gewesen, uns wegen des Gauriz- oder Kausflusses zu erkundigen, welchen man uns als den größten und gefährlichsten Fluß auf unserer ganzen Reise geschildert hatte. Wir befragten uns also auch darüber bei Reinsenberg und erfuhren hier, daß es ganz unmöglich sey, den Fluß in den gewöhnlichen Fuhrten zu passiren, daß wir aber um einen tauglichen Platz zum Uebergange zu finden, uns dicht an die Berge halten müßten, bis wir zu dem Hause von J. Prins kämen, wo der Fluß immer am leichtesten zu passiren ist. Um 12 Uhr setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten in der größten Hitze des Tages fort, und nachdem wir die Anhöhen erstiegen hätten, folgten wir linker Hand der Straße, die uns zu

den Bergen führte. Die ganze Gegend war dicht mit Aloen von allen Größen und in jedem Wachsthum bedeckt, worunter auch viele alte Stämme waren. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden fortgeritten waren, ohne daß wir ein Haus oder einen Fluß sahen, so fiengen wir an zu befürchten, wir möchten den rechten Weg verloren haben, besonders da der jetzige uns gerade auf das Gebirge zuführte; aber bald darauf wurde unsere Furcht in Freude verwandelt; denn als wir etwas weiter hin die Anhöhe herabkamen, erblickten wir ein Haus am Fuße des Gebirgs dicht am Gauritzflusse. Als wir daselbst angelangt waren, fanden wir auch, daß es wirklich das Haus von J. Prins sey, an welchen wir gewiesen waren. Er selbst war nicht zu Hause, aber seine Frau und Töchter unterrichteten uns, wie wir über den Fluß kommen konnten; inzwischen hatte uns ein Haufe von ganz nackten Hottentotten und Sklavenkindern umringt, die vor uns hersprangen. Wir hörten mit Vergnügen, daß Prins erst vorige Nacht hier über den Fluß gegangen sey, und daß auch ein Dragoner von Graaf-Reinett ihn diesen Morgen hier passirt habe. Ein kleiner Sklavenjunge lief vor uns her zu der Fuhrt. Hier hatten wir erst eine deutliche Uebersicht des Flusses, welcher zwischen zwei hohen Bergen sich durchdrängt, durch welche er wahrscheinlich sich selbst sein Bette gegraben hat, so daß nun aus einem Berge zwei geworden sind. Hierbei ist zu bemerken, daß der Fluß nicht in der Nähe der Gegend, wo wir ihn passirten, zu steigen beginnt, sondern weiter hinaufwärts an einer Kette von hohen Ber-

gen, deren Gipfel, wie man uns berichtete, sechs Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind; daher kann dieser Fluß oft nicht passirt werden, wenn schon kein Regen in der Gegend gefallen ist, und auf der andern Seite kann man sehr oft durch diesen Fluß kommen, wenn andere geringere Flüsse unzugänglich sind. Dies kommt daher, weil wegen der schiefen Richtung der Berge auf der einen Seite mehr Wasser herabströmt, als auf der andern und die kleinern daher öfter anschwellenden Flüsse sich erst nahe an seiner Mündung mit dem Gauritzflusse vereinigen. Da wo wir waren, ist dieser Fluß zwischen steile Berge eingeschlossen, und rauscht mit großer Gewalt zwischen denselben hindurch, sogleich darauf aber verläßt ihn seine Heftigkeit und er theilt sich auf eine kurze Strecke in mehrere Arme. Seine Ufer sind mit Bäumen bewachsen, welche nebst den Schatten, den die Berge warfen und dem Rauschen des Stroms über sein felsiges Bette in unsern Augen eine romantische Ansicht bildeten, welche uns um so mehr gefiel, da wir den ganzen Tag in offenen Ebenen der ganzen Hitze der Sonnenstrahlen ausgesetzt, und dadurch ganz mißmuthig geworden waren. Wir ritten mit großer Behutsamkeit durch den Fluß, denn er war hier in drei große Arme getheilt, deren jeder so breit war, als einer von den Flüssen, die wir vorher passirt hatten. Nachdem wir glücklich hinüber gekommen waren, so wünschten wir einander Glück zu der überstandenen Gefahr, die wir uns vorher so fürchterlich vorgestellt hatten. Wir folgten nun der Spur von dem Wagen des Prins, welche sehr deut-

lich zu erkennen war. Um 4 Uhr erreichten wir ein kleines Haus, vor dessen Thüre wir diesen Prins selbst fanden, der uns einlud hier stille zu halten. Hier fanden wir zu unserem großen Vergnügen etwas trockne Gerste für unsere Pferde; Futter war überhaupt in dieser Gegend äußerst selten. Nachdem wir uns hier ohngefähr eine Stunde aufgehalten hatten, ritten wir weiter; man hatte uns berichtet, daß wir nach Verlauf einer Stunde das Haus der Wittwe Pinar erreichen würden, wo wir übernachten könnten. Wir waren bisher zwischen Reihen von Hügeln durch enge und krumme Thäler geritten, ohne eine Spur von menschlicher Wohnung zu finden. Als der Tag sich zu neigen begann, ritten wir schärfer zu, und doch wurde es Nacht ehe wir noch menschliche Spuren fanden; nachdem wir einen steilen Hügel hinunter geritten waren, kamen wir in ein langes enges Thal an dem Ufer eines kleinen Flusses. Schüchtern bedachten wir uns eine Zeit lang, ob wir lieber in der Finsterniß diesen Fluß passiren, oder hier den Tag erwarten wollten. Plötzlich brach aber der Mond durch die Wolken und zeigte uns frische Spuren von Wägen, die an den Rand des Wassers hinführten; auch glaubte ich das Brüllen von Rindvieh zu unserer Rechten zu hören. Wir passirten daher ohne weiters den Fluß und ritten eine Zeit lang etwas unschlüssig hin, als wir zu einem Häuschen gelangten, das so klein war, daß wir Anfangs nicht glaubten, daß es dasselbe sey, wohin man uns gewiesen hatte, und doch war es so. Wir fanden hier weder Stall noch Futter für unsere Pferde, und

mußten ihnen daher die Sorge für sich selbst überlassen, nachdem wir bei dem Mondschein etwas Stroh für sie zusammen gelesen hatten. Die Nacht war kalt. Wir selbst wurden zwar nicht kostbar, doch ganz artig bewirthet, und schliefen dann nicht in, sondern auf einem Bette; denn der Anblick desselben erlaubte uns nicht uns auszukleiden.

Montags den 17ten Morgens um 6 Uhr verließen wir die Wittwe Pinar und ritten Anfangs langsam, weil unsere Pferde ziemlich steif waren, da sie die ganze Nacht in der Kälte gestanden hatten. Der Morgen war kalt und trübe; als die Sonne sich erhob, sahen wir uns in einem Thale, das gegen Süden offen war. Nach einer halben Stunde kamen wir zu einem freien Raume, wo zwei Thäler sich kreuzten. Hier schien einst das Bette eines großen Flusses gewesen zu seyn, und diese Meinung wurde auch dadurch bestätigt, daß wir auf dem Grunde des Thales Steine fanden, die man sonst nur in Flußbetten trifft. Die ganze Gegend schien uns sehr reizend. Wir kamen sodann in das sogenannte Honigklippthal, das seinen Namen von einem sonderbar gestalteten Felsen hat. Um 11 Uhr kamen wir zu Rademeiers Hause, wo wir unsere Pferde absattelten und uns über eine Stunde aufhielten.

Von da folgten wir eine Zeitlang dem Honigklippthale, bis wir eine Anhöhe hinaufstiegen, die uns auf eine sehr hoch gelegene Ebene brachte. Um ein

Uhr erreichten wir das Haus von Nikolaus Meyer, das eine reizende Lage hat, und wo wir von dem Hausherrn sowohl als von seiner Frau und seinen schönen Töchtern auf das gastfreundlichste empfangen und bewirthet wurden; was unser Vergnügen vermehrte, war, daß wir hier vollauf Gerste für unsere armen Pferde fanden, die schon viele Tage sich nicht so gesättigt hatten, wie jetzt. Von Meyers Hause hatten wir die Aussicht auf Bottlers-Klipp, eine Masse von nackten Felsen auf dem Gipfel eines Berges, welche den Namen von einem Bottler oder Schiffsproviantmeister erhalten hat, dessen Schiff an dieser Küste Schiffbruch gelitten und der sich mit andern Seeleuten hieher in eine Höhle gerettet hatte. — Um 4 Uhr verließen wir Meyers Haus, ritten in eine sandige Fläche hinab und durch den kleinen Brackfluß, der damals nicht größer als ein gewöhnlicher Bach war. Wir ritten dann einen steilen Hügel hinauf, und auf der andern Seite in ein Thal hinab, wo wir bald nach Sonnenuntergange bei dem Hause der Wittwe Terblans, woselbst wir übernachten wollten, anlangten. Hier waren wir wieder so glücklich, Gerste für unsere Pferde und für uns selbst die gewöhnliche gastfreie Bewirthung zu finden.

Donnerstags den 18ten — um 9 Uhr setzten wir uns wieder zu Pferde und kamen in ungefähr einer Stunde zu dem großen Brackflusse, den wir ohne Schwierigkeit passirten, da das Wasser jetzt niedrig war. Wir hatten nun unmittelbar einen sehr hohen und steilen

Berg zu erklettern, und während des Hinaufsteigens behielten wir immer zu unserer Linken unter uns ein sehr romantisches und tiefes Thal, dessen Abhänge mit hohen Bäumen bewachsen waren und in dessen Grunde der große Brackfluß floß. Wir ritten weiter hinauf über eine Anhöhe, von welcher aus wir eine herrliche Aussicht auf den gränzenlosen Ocean hatten. Wir kamen bald darauf in eine Vertiefung, durch welche ein schmales aber sehr tiefes Flüßchen lief, so, daß wir unsere Pferde absatteln und hinüber schwimmen lassen mußten, während wir selbst auf einem quer übergelegten Baume hinüber giengen. Um 2 Uhr kamen wir nach ununterbrochenem Ritte zu dem Hause des Derrick Huivis, wo wir den Tag über zubrachten und unsere Pferde frei weiden ließsen. Auf den Abend kam ein Mann zu uns, der uns die Nachricht brachte, daß die Brick noch immer auf dem Grunde saß. Dies war die erste Nachricht, die wir von derselben erhielten und die uns überzeugte, daß wir bald an Ort und Stelle wären. Unser Wirth erinnerte sich noch gar wohl des Doktor Sparrmanns, der hier gewesen war und ihm eine kleine Uhr verkauft hatte, als er vom Kap zurückkam.

Mittwoch den 19ten — um 6 Uhr setzten wir unsere Reise fort und nachdem wir zwei Stunden durch die Ebene geritten waren, erreichten wir das Haus von Friedrich Barns, wo wir mit vieler Schwierigkeit einige wenige Eier und etwas grobes schwarzes Brod zum Frühstücke erhielten. Hier mietheten wir einen

Sklaven zum Wegweiser, weil man uns benachrichtigt hatte, daß der Weg, den wir diesen Tag zurücklegen mußten, sehr verwickelt und gefährlich sey. Dieser Sklave lief vor uns her und klagte uns, daß er widerrechtlich hier in Sklaverei gehalten werde, denn er sey ein Freigeborner aus Bengalen. Nach Verlauf einer Stunde gelangten wir zu dem Schwarzenflusse, welcher in dem Grunde eines steilen und waldigen Thales gleich dem großen Brackflusse, fließt. Das Auf- und Absteigen war mühsam; aber der Uebergang über den Fluß hatte keine Gefahr, da das Wasser niedrig stand. Eine Stunde weiter kamen wir zu der etwas beschwerlichern Passage des Kaimansflusses, die entgegengesetzte Seite fanden wir äußerst steil und felsig, und wir würden mehr Mühe gehabt haben, hinaufzusteigen, wenn wir nicht die Spur eines Wagens gefunden hätten, der kürzlich erst herabgefahren war. Unser Wegweiser versicherte uns, daß dies eine mühselige und langwierige Unternehmung sey. Von der Anhöhe herunter erblickten wir eine große Felsenquelle, deren Rauschen wir auf dem Wege gehört, sie aber selbst nicht gesehen hatten. Wir passirten sodann den Fluß Traqua de Cou, welcher dem Kaimansflusse ähnlich war, und da wir glücklich hinüber gekommen waren, so verließ uns der Wegweiser. Diese Flüsse sind nichts anders als Bergströme, die in tiefen mit Bäumen besetzten Schluchten fließen, welche sehr romantische Aussichten bilden. Bald nachher erreichten wir das Haus Daniel Free, wo wir Erquickung für uns und unsere Pferde

erhielten. Als die Sonne untergieng, kamen wir zu dem zweiten schwarzen Flusse, wo wir unsere Pferde absattelten, aber nur mit Mühe sie dahin bringen konnten, daß sie über den Fluß schwammen; wir selbst passirten ihn in einem kleinern Kahne, der aus einem einzigen Baume gehauen war, und nahmen noch unsere Sattel und Gepäcke mit hinein; der Fluß war hier zwar sehr tief, aber nur ungefähr 20 Englische Ellen breit. Auf der entgegengesetzten Seite stand das Haus des Johann Whers (Weyers) eines alten Preußischen Soldaten, der unter Friedrich dem Großen gedient hatte und uns ungemein gastfrei aufnahm; er setzte uns guten Wein vor, welches für uns ein herrliches Traktament war, und unterhielt sich lange mit uns.

Donnerstag den 20sten — Wir konnten unsern alten Soldaten vor 9 Uhr nicht verlassen; dann aber setzten wir uns zu Pferde begleitet von seinem Sohne, welcher desselben Weges zog. Zu unserer Rechten hatten wir in einer kleinen Entfernung einen schmalen See, welcher von dem Meere bloß durch einen Damm von hohem Lande getrennt war, ausgenommen an einem Flecke, wo, wie man uns versicherte, die Wellen bei heftiger Springfluth hindurchbrachen. Von da kamen wir zu einem tiefen aber schmalen Flusse Resgt Boly genannt, welchen wir so wie den vorigen passirten. Von da an stiegen wir bis auf den Rücken des Hügels immer bergan, und sahen dann zu unsern Füßen den Doku-

mafluß, welchen wir auch zu passiren hatten; in einem kleinen Hause an dem Ufer entlehnten wir eine Flinte, womit wir einige Signalschüsse thaten, damit man uns von dem jenseitigen Ufer mit einem Boote entgegen kommen solle; und nachdem wir weiter geritten waren, bis zu dem Platze, wo man gewöhnlich übersetzt, so sahen wir das Boot an dem jenseitigen Ufer an einen Baum angebunden, aber Niemanden dabei. Wir schrien alle mit einander und klatschten mit den Peitschen, daß es in den Wäldern wiederhallte; jedoch alles vergebens. Ich entschloß mich daher hinüber zu reuten; zog meine Ueberhosen aus und setzte mich auf das größte unserer Pferde, und zwang es ins Wasser hinein; dies hätte mir aber bald gefährlich werden können; denn kaum fieng das Pferd an zu sinken, so zappelte es so sehr, daß ich herunterfiel, einen Kniestoß von ihm bekam und nur mit Mühe an das jenseitige Ufer schwamm, wo ich das Boot erreichte. Unsere Pferde die wir alle nur mit Mühe hatten ins Wasser bringen können, entliefen uns, und wir hatten Mühe sie wieder zusammen zu bringen. Wir kamen nun zu einem Hause, wo wir erfuhren, daß man deswegen auf unsere Signalschüsse nicht gehört habe, weil die Bewohner des Hauses mit denen auf dem entgegengesetzten Ufer in Zwistigkeit lebten; wir ritten dann weiter längs der Anhöhe hin bis zu dem Hause des Hans Carvel, das dicht an dem Flusse Kniisna liegt, der aber jetzt nicht zu passiren war, weil die Flut bis dahin hinaufsteigt; wir mußten also einige Stunden warten bis die Ebbe eintrat und dann ritten wir hindurch unter der

Anweisung unseres Wirthes; denn der Fluß hatte viele Löcher. Derselbe fließt, wie die meisten dieser Gegenden in einem tiefen mit Bäumen besetzten Thale. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden meistens durch einen Tannenwald fortgeritten waren, kamen wir an das Ufer eines kleinen aber schönen Sees, in welchen der Knuisna fallt, und welcher durch einen engen Kanal mit dem Meere zusammenhängt. Wir ritten längs desselben hin und fanden die Gegend äußerst schön; kleine mit Bäumen bedeckte Hügel zogen sich längs dem Ufer hin; auf der andern Seite bildete der See einen schönen Wasserspiegel und eine Menge von allerlei Geflügel war hier zu sehen; die untergehende Sonne vergoldete die Anhöhen und der Gedanke, daß wir bald am Ende unserer Reise waren, heiterte uns noch mehr auf. Wir trieben nun unsere Pferde an, um bald zu dem Hause von J. Lindeboom zu gelangen, von welchem wir Empfehlungsbriefe an sein Weib und seine Familie hatten, welche uns auch auf das beste empfiengen und bewirtheten.

Freitags den 29. — Da Lindeboom's Haus nur etwa 4 Stunden von der Plettenbergsbai entfernt ist, so verloren wir keine Zeit, uns dahin zu begeben und eilten mit frischen Pferden, da die unsrigen zu sehr erschöpft waren, unsere Reise zu beendigen. Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde erreichten wir eine weite Ebene, die sich allmählich zu dem Meere hinabneigt, von wo aus wir zum erstenmale die Plettenbergsbai

erblickten, auf deren Südseite ein Zweig des Gebirgs hinläuft, an welchem wir so lange hingeritten waren; auf der Nordseite wird sie von einer Reihe Felsen beschützt, welche sich gerade in die See hinaus erstrecken. Hier ist der einzige Ort, wohin sich Schiffe während eines Sturmes retten können; aber dieser Zufluchtsort gewährt wenig Sicherheit, da bei etwas heftigem Winde die Wellen hier sehr hoch gehen und die Brandung sehr stark ist. Das Ganze dieser Gegend bildet einen sehr majestätischen Anblick.

Wir giengen nun den Strand hinunter und sahen hier ein großes Schiff, den jungen Nikolaus vor Anker liegen, welches hier Zimmerholz für das Kap einnahm. Etwas weiter hinunter erblickten wir endlich die Brigg meines armen Freundes, die hier ganz fest auf dem Sande saß. Da sie während einer hohen Springflut auf den Strand getrieben war, so hielt der Kapitän dafür, daß man den nächsten Vollmond abwarten müsse, um sie wieder flott zu machen. Da dies aber noch weit hin war, und wir nicht so lange vom Kap entfernt seyn konnten, so entschlossen wir uns zur Rückreise. Wir übernachteten in dem Hause des Postmeisters*) welches an einem Abhange und an einem schmalen Flüßchen liegt. Während unseres hiesigen Aufenthaltes aßen wir nichts als Fische und Austern, welche hier in Menge gefangen

*) D. h. Aufsehers dieses Postens oder Ortes.

werden. Hier sahe ich auch zwei ganz junge Leoparden, welche den Tag vorher ein Sklave gefangen hatte; sie waren so groß als eine gewöhnliche Katze und fraßen nichts als rohes kleingehacktes Fleisch.

Sonnabends den 22sten. — Wir wandten diesen Tag dazu an, die Bai zu umreuten und unsere Vorbereitungen zur Rückkehr nach dem Kniisna-See zu machen.

Sonntags den 23sten. — Rückkehr zu Lindebooms.

Montags den 24sten. — Der Morgen war trübe, mein Freund und ich giengen in Gesellschaft des Stephans Terblans ältesten Sohns unserer Wirthin, auf die Jagd, um Antelopen zu schießen; aber wir konnten keine zum Schusse bekommen, da sie sehr scheu waren. Wir sahen dafür einen großen Haufen Affen, die von Baum zu Baum sprangen. Auf unserer Rückkehr schossen wir ein Paar wilde Enten und einige Waldtauben.

Abends sprachen wir von nichts als von der Jagd, und Terblans erzählte uns, daß in den benachbarten Wäldern eine Menge von Büffeln vorhanden sey, auf die wir am folgenden Tag Jagd machen wollten; aber als wir hörten, mit welchen Gefahren diese Jagd verbunden ist, und daß selbst unser Wirth und Anführer einst in Gefahr

gewesen war, das Leben dabei zu verlieren, so kühlte sich unser Muth wieder ab.

Dienstag den 25sten. — Da wir nichts destoweniger entschlossen waren, die Jagd zu unternehmen, so machten wir uns sehr früh heraus, setzten uns zu Pferde und begaben uns selbst fünfe auf die Jagd, nämlich Stephan Terblans und einer seiner Jagdgefährten, mein Freund und ich und ein alter erfahrner Hottentotte, mit 5 bis 6 großen Hunden. Wir kamen nun in einen düstern Wald, und ich sah wohl, daß hier ein großer Unterschied sey zwischen der Büffeljagd in diesen Gegenden und der Rebhüner- und Hasenjagd in einem Englischen Stoppelfelde. Wir fanden Spuren von Büffeln, aber keine Büffel selbst; dagegen sahen wir, daß Elephanten in der Nähe wären, welches uns ziemlich erschreckte und vorsichtig machte. Endlich sprang eine Antelope an uns vorbei, welcher wir nachsetzten, und welche unsere Hunde erreichten. Wir schleppten sie mit; wir setzten unsere Jagd fort, aber nicht ohne Furcht vor den Elephanten. Unsere Jäger drangen weiter vorwärts; aber mein Freund und ich blieben mit den Pferden zurück, um die andern zu erwarten. Wir wurden hier äußerst erschröckt, als wir das Geräusche eines großen Thieres hörten, das durch das Dickicht brach. Mein Freund kletterte auf einen Baum, ich aber blieb unten und legte meine Flinte schußfertig auf einen Strunk; aber das Thier, es war ein Elephant wie wir nachher fanden, nahm einen andern Weg und gieng in das Thal hinab,

wo es Steine vor sich herrollte, die ein fürchterliches Getöse erregten. Wir kehrten hierauf von dieser Jagd zurück und sahen unterwegs einen Elephanten in beträchtlicher Entfernung von uns.

Mittwochs den 26sten — ritten wir nochmals nach Plettenbergsbai um wegen der Flottmachung der Brigg zu rathschlagen.

Donnerstags den 27sten — nachden wir alles deshalb nöthige verabredet hatten, nahmen wir unsern Abschied von der Bai und kehrten zu Lindebooms zurück.

Freitags den 28sten — kamen wir wieder zu dem See und beredeten den Terblans sein Netz auszuwerfen, so übel beschaffen es auch war, und in kurzer Zeit fieng er 12 große schöne Fische meist Steinbrassen, von welchen der geringste 7 bis 8 Pfund wog.

Sonnabends den 29sten — reisten wir nun von hier ab und begaben uns nach dem Kap zurück. Da wir nun beinahe durchaus denselben Weg wieder machten, den wir gekommen waren, so finde ich hier Weniges von dieser Rückreise zu bemerken. Der Gauritzfluß floß nun in Einem Bette, und sein Strom war so heftig, daß er beinahe mein Pferd fortgeschwemmt hätte. Ueberhaupt war mein Pferd von der Reise so übel zugerichtet,

daß ich kaum fortkommen konnte, ich mußte auch meine Gefährten voran reuten lassen, und traf erst in Daniel Morkle's Haus wieder bei ihnen ein. Hier entschlossen wir uns einen Abstecher nach Stellenbosch zu machen.

Sonntags den 13ten September — ritten wir dahin ab, und kamen nach Verlauf von zwei Stunden in das Dorf Stellenbosch, welches sehr angenehm in der Ecke eines schönen Thales liegt, und von allen Seiten durch Anhöhen geschützt wird. Wir passirten hier den ersten Fluß auf einer Brücke von einem Bogen und logierten bei Wolfram, einem Teutschen, der mit den Engländern sehr wohl bekannt war. Das Dorf ist sehr hübsch, hat breite Straßen die mit Alleen von Eichen- und Ulmenbäumen besetzt sind und niedliche weiße Häuser. Mitten durch die Hauptstraße fließt ein frischer Bach.

Dienstags den 15ten — ritten wir nach Paarl, an Klappmütz vorbei. Von da begaben wir uns nach Drakenstein, welcher Ort eigentlich bloß aus einer Gruppe zerstreuter Bauernhäuser bestehet. Der Baifluß, ein geringes Flüßchen, durchströmt das Thal; die Hauptprodukte sind Wein und Obst. Die Gegend ist überhaupt sehr fruchtbar und angenehm. Auf der Rückreise begegneten wir einer Menge Männer und Weiber zu Pferde. Die Weiber reuten hier alle durchaus schrittlings wie die Männer. Ich ritt allein den steilen

Berg hinauf, an dessen Fuße Paarl liegt, von welchem ich aber nur mit großer Gefahr auf der andern Seite herabkommen konnte. Ich kam nun wieder zu meinen Reisegefährten und am 18. September trafen wir wieder in der Kapstadt ein, nach einer Abwesenheit von beinahe 6 Wochen.